

Zeitschrift:	Publikationen der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft. Serie 2 = Publications de la Société Suisse de Musicologie. Série 2
Herausgeber:	Schweizerische Musikforschende Gesellschaft
Band:	55 (2010)
Artikel:	"Majestätische Simplicität" - Kirchenmusik und katholische Aufklärung im Spiegel von Martin Gerberts Briefwechsel
Autor:	Bruggisser-Lanker, Therese
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-858700

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Majestätische Simplicität» – Kirchenmusik und katholische Aufklärung im Spiegel von Martin Gerberts Briefwechsel

THERESE BRUGGESSER-LANKER (Bern)

Im Jahre 1781 durchquerte der Berliner Verleger und berühmte Aufklärer Friedrich Nicolai anlässlich seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz den unwirtlichen Schwarzwald, dessen durch schroffe Abgründe und gefährliche Felspartien geprägte Topographie er auf mehreren Seiten seiner Reisebeschreibung eindrücklich beschrieb. Seiner Beobachtungsgabe entgingen weder die anmutig-romantischen, kultivierten Täler – «Spuren menschlichen Fleißes in einer solchen Einöde» –, noch die fürchterlich stillen, von dunklen Tannenwäldern bewachsenen Bergeshöhen, von denen Wasser und Steine herabstürzten. Trotz des meist gut ausgebauten Weges sei es nicht ratsam, bei den besonders unwegsamen Felsabbrüchen im Postwagen zu bleiben, ermahnt er den Leser. Auch seine Empfindungen bei der Ankunft in St. Blasien, als er des Klosters ansichtig wurde, hat er festgehalten:

Aber Erstaunen und Bewunderung ergreift den Wanderer, wenn er [...] wieder weiter nichts als nahe an beiden Seiten des Weges die hohen dicht mit Tannen bewachsenen Berge siehet, und dann bey Wendung des Weges mit Einem Male die Aussicht sich erweitert, und plötzlich – in einem engen Thale zwischen hohen Bergen mit düstern Fichtenbäumen bewachsen, – das grosse majestätische Gebäude dasteht. Der Eindruck ist unbeschreiblich, in dieser rauen Gegend ein so weitläufiges, so wohl geordnetes Gebäude zu erblicken.¹

1 Friedrich Nicolai, *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781*, 11. und 12. Bd. [1796] (= Gesammelte Werke 20), Reprint Hildesheim/Zürich/New York 1994, 12. Bd., S. 37–52, Zitat S. 52f. Empfänglich in der ambivalenten Naturwahrnehmung der grossen, wilden, d. h. «erhabenen» Natur und deren erregenden Schönheiten, in der «Abwechslung der Empfindung», zeigt er sich als bewusst reflektierender Reisender des neuen «gelehrten» Typs, wenn er über den Eindruck schreibt, den die von oben hineinscheinende Sonne in ein tiefes, im Schatten liegendes Tal hervorrief: «Dieß that eine wunderbare Wirkung, welche kein Maler würde ausdrücken können. Es sah fürchterlich schön aus.» (S. 49) Vgl. dazu etwa das Kapitel «Das Erhabene in der Natur» bei Carl Grosse, *Über das Erhabene* [1788], mit einem Nachwort hrsg. von Carsten Zelle, St. Ingbert 1990, S. 35–51. Zur Bedeutung der Reiseberichte und des neuen empirischen bzw. historischen Blicks zur Erkenntnisweiterung vgl. Hans Erich



Abb. 1: Dom St. Blasien

Die Kirche zog zuerst Nicolais Aufmerksamkeit auf sich, obwohl sie im Innern noch nicht ganz fertiggestellt war. Nicht ohne an Kritik zu sparen, rühmte er dennoch an deren Baumeister, Pierre Michel D'Ixnard (1768–95), dass er den Ernst der dorischen Ordnung gewählt habe, die zur stillen Einsamkeit der Gegend gut passe. Die gewaltige Kuppel erschien ihm jedoch in der Wirkung zu niedrig, die komplizierten Verzierungen des Äusseren zu stark im Kontrast zu den simplen Schönheiten des Inneren.

Bödeker, «Reisebeschreibungen im historischen Diskurs der Aufklärung», in: *Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert* (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 81), Göttingen 1986, S. 276–298.

Reine ungestörte Empfindung des Erhabenen erfüllt das Gemüth, wenn man in die Kirche tritt. Sie ist rund. Das Gebälk wird von sechzehn freystehenden korinthischen Säulen getragen. Hier ist reine Architektur ohne Verkröpfung, ohne Schnirkel, ohne alle Vergoldung und andere überhäufte oder komplizirte Zierrathen, wodurch sonst fast alle, auch die schönsten, katholischen Kirchen verunstaltet werden. Die Wände der Kirche sind bloß weiß angestrichen. Ein wohlgeformtes eisernes Gitter unterscheidet die Kirche vom Chor, der gerade die Länge des Durchmessers der Kirche im Lichten hat [...]. Er wird getragen von vier und zwanzig ionischen Säulen von geflecktem Marmor, die auf einem hohen Sockel ruhen, und ist ganz simpel, mit blaßrothem [einheimischen] Marmor belegt. Der hohe Altar ist von einem dunklen, beynahe ganz schwarzen Marmor. Alles ist einfach, alles in richtigen edlen Verhältnissen und großen Massen, worauf das Auge mit Wohlgefallen ruhet; der Schmuck ist sparsam, und selbst simpel und edel. Der Fürst Abt Martin II. sagte mir sehr richtig: In einem Gotteshause müsse nichts seyn, was zerstreue; was die Andacht störe.²

Und nachdem er seine «Bewunderung dieses Tempels und den hohen Eindruck, den die «majestätische Simplicität des Innern» auf ihn machte, nochmals bezeugt hatte, beschloss er nach verschiedenen Vergleichen mit andern Kirchen seine Einschätzung mit dem Urteil, dass dies «inwendig gewiß bey weitem die schönste in Deutschland» sei, ja dass ihre «hohe Simplicität» sie zu einer der schönsten der Welt mache.³ In ihrer monumentalen Anlage als Rundbau mit vorgestelltem Portikus in Anlehnung an das Vorbild des Pantheon in Rom gilt sie gegenüber den etwa gleichzeitig vollendeten oberschwäbischen Rokokokirchen, die mit überwältigendem Prunk, verschwenderischer Trompe-l’œil-Malerei und überschwänglich-verspielten Stuckaturen aufwarten, denn auch als einzigartiger und gleichzeitig vorläufig letzter Sakralbau einer Ordenskongregation dieses Stils. Ihre aussergewöhnliche Konzeption sollte jedoch für dessen weitere Geschichte nach der Säkularisation keine Rolle mehr spielen.⁴

2 Ebd., S. 105 f.

3 Ebd., S. 107 bzw. 111.

4 Klaus Jan Philipp, «Architektur des Klassizismus und der Romantik in Deutschland», in: Rolf Toman (Hrsg.), *Klassizismus und Romantik. Architektur – Skulptur – Malerei – Zeichnung 1750–1848*, [Königswinter] 2007, S. 152–193, bes. 178 f. Die Pantheon-Gestalt war auch dadurch motiviert, dass Abt Martin Gerbert eine Herrschergrablege ins Auge fasste: 1770 wurden mit der Unterstützung von Kaiserin Maria Theresia, die das Zeichen politischer Loyalität zu schätzen wusste, vierzehn herzoglich-österreichische «hoechste Leichen» aus den Kirchen von Königsfelden und Basel (in der Schweiz) mit grossem Pomp in der Habsburger-Gruft bestattet, die 1781 fertiggestellt wurde. Reliquien vieler weiterer Heiligen wurden beschafft, die als Guttäter und Beschützer in diesem neuen Pantheon gegenwärtig sein sollten, um die Erhabenheit des allein heiligen Gottes erfahrbar werden zu lassen. Vgl. dazu Claus-Peter Hilger u. Stefan Kessler, *Dom St. Blasien / Südschwarzwald* [Kunstführer], Lindenberg 2006, S. 34–39.



Abb. 2: Dom St. Blasien, Inneres

Die Formulierungen Nicolais, den neuen Klassizismus der Kirche betreffend, sind Topoi im Vokabular der Zeit, die auch auf die Musik angewendet wurden, etwa wenn Johann Friedrich Agricola die Wirkung der Händel'schen Chöre 1771 dahingehend interpretierte, dass «sein Alexandersfest, sein Krönungs=Anthems, sein Messias» im vollkommen angemessenen Gebrauch von Melodie und Harmonie als mustergültige Werke ebenjene «wahre Simplicität» verkörperten. Und diese «wahre Simplicität» des «Herzensbezwingers» Händel erfüllte, so Reichardt 1774, die

5 Zit. nach Laurenz Lütteken, *Das Monologische als Denkform in der Musik zwischen 1760 und 1785*, Tübingen 1998, S. 184.

Zuhörer mit der ganzen Spannweite der vom Erhabenen ausgelösten Erschütterungen der Seele: Furcht, Schrecken, Wonne, Freudentränen.⁵ Auch die Architektur des Doms zu St. Blasien schien in den Augen Nicolais in ihrer Gestaltung mit einem einheitlichen Gesamtplan, einem Grundriss, dessen richtige, edle Verhältnisse und grosse Masse Ordnung und Harmonie vereinigten und dem alles unterzuordnen war,⁶ einzulösen, was im Diskurs um das Erhabene gefordert wurde – man halte daneben etwa Herders Beschreibung der Wirkung der Peterskirche auf die Beschauer in seiner *Kalligone*, die in sehr ähnlicher Weise formuliert ist.⁷ Er wurde nicht nur in der Philosophie (von der Rhetorik des Pseudo-Longinus⁸ ausgehend über Boileau, Burke,⁹ Mendelssohn,

6 Nicolai fügt am Schluss des 12. Bandes seiner *Beschreibung einer Reise* als II. Tafel sowohl Grundriss wie Aufriss der Kirche zu St. Blasien und zum Vergleich die Ansicht der «Kirche St. Genovefa zu Paris, jetzt das Pantheon genannt» in Form eines grossen Faltblattes bei. Sowohl den Grundriss wie den «Durchschnitt» und den Prospekt der Kirche hatte ihm P. Mauritz Ribbele, der Archivar und Nachfolger Gerberts, am 20. Nov. 1784 geschickt, vgl. den Brief vom 21. Nov., bei Georg Pfeilschifter, *Friedrich Nicolais Briefwechsel mit St. Blasien. Ein Beitrag zu seiner Beurteilung des Katholizismus auf Grund seiner süddeutschen Reise von 1781* (= Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Abteilung, Heft 2), München 1935, S. 37f.

7 Johann Gottfried Herder, *Kalligone*, 3 Bde., Theil 3: «Vom Erhabenen und vom Ideal» [1800], vgl. Werke in zehn Bänden, Bd. 8: *Schriften zu Literatur und Philosophie 1792–1800*, hrsg. von Hans Dietrich Irmscher, Frankfurt a. M. 1998, S. 885f.: «Vom Eintritt in die Säulengänge bis zur Schwelle des Tempels, vom Eintritt in diesen bis zum Hochaltar, vom heiligen Grabe bis zur Cuppole hinauf, durch alle Seitengänge, bei jedem Nebenaltar sind Schönheit, Ordnung und Harmonie in ihr so eurhythmisch vereinigt, dass das Ganze in seiner Größe dasteht, fast ohne dass man seine wahre Größe ahnet. Mit jedem Schritt wird es grösser, mit jedem mal, da wirs sehen, aufs neue grösser; bei dem Maximum, das hier gefunden und aufgestellt ist, das unsre Einbildungskraft also nicht willkürlich aus sich erschaffen darf, ruht sie, erfüllt von Größe, und weiß von keinem Bestreben voll bestürzter Verlegenheit, das Vollständige noch grösser zu machen, ein Maximum zu erweitern.» Das Gefühl des Erhabenen oder am Erhabenen kann nach Herder «nichts als die Empfindung seiner Höhe und Vortrefflichkeit sein, mit einem Maß zu sich selbst, vielleicht auch mit *Sehnsucht* zu ihm zu gelangen, gewiss aber mit der *Hochachtung*, die dem Erhabnen gebühret. Dies Gefühl heißt *Elevation, Erhebung*. Es erhebt zum erhabnen Gegenstande; über uns selbst gehoben, werden wir mit ihm höher, umfassender, weiter. Nicht Krampf ist dies Gefühl, sondern Erweiterung unsrer Brust, Aufblick und Aufstreben; Erhöhung unsres Daseins.» (ebd. S. 893f., Hervorhebungen durch den Autor)

8 Longinus, *Vom Erhabenen*. Griechisch/Deutsch, übers. u. hrsg. von Otto Schöninger, Stuttgart 1988.

9 Edmund Burke, *Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen* [1757], übers. von Friedrich Bassenge, neu eingel. u. hrsg. von Werner Strube (= Philosophische Bibliothek 324), Hamburg 1989.

Kant¹⁰ bis Hegel und Schopenhauer),¹¹ sondern vor allem auf poetologischer Ebene im Zusammenhang mit Klopstock,¹² seinen Oden und seinem Begriff der *heiligen Poesie* geführt (Bodmer, Breitinger, Lessing, Schiller¹³) und ist von der Germanistik bis in die letzten Verästelungen ausgelotet worden,¹⁴ desgleichen in der Musikwissenschaft, standen doch in diesem Zusammenhang auch Komponisten wie Händel, Telemann, Gluck oder Carl Philipp Emanuel Bach, dessen *Heilig* als wahrer vielstimmiger Gesang «vollkommene Andacht, Würde und Simplicität» erreiche,¹⁵ im Zentrum der Debatten.

Doch so abgelegen das Stift St. Blasien war, sein Regent und Landesherr Fürstabt Martin Gerbert stand als weit herum angesehener Gelehrter nicht nur einer eigentlichen Gelehrtenakademie mit hauseigener Druckerei und einer erstklassigen Bibliothek vor, wie sie ihresgleichen suchte,¹⁶ er pflegte auch ein weitverzweigtes Beziehungsnetz und hatte viel

-
- 10 Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft* (= Werke in sechs Bänden, Bd. 4), Köln 1995 [bes. 1. Theil, 2. Buch: «Analytik des Erhabenen», S. 109 ff.]. Das Herz ganz zu rühren, das sollen die letzten, höchsten Wirkungen der Werke des Genies sein: «Wir können hier einige Stufen der starken und stärkern Empfindung hinaufsteigen. Dieß ist der Schauplatz des Erhabnen.» (S. 117) «Es durch die Religion zu thun, ist eine neue Höhe, die für uns, ohne Offenbarung, mit Wolken bedeckt war.» (S. 126) Hier lernen der Dichter und der Leser zu erkennen, ob sie Christen seien, hier finde «der tiefsinnde Christ einen majestatischen Tempel!» (S. 127)
- 11 Vgl. dazu u. a. Dietmar Till, *Das doppelte Erhabene. Eine Argumentationsfigur von der Antike bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts* (= Studien zur deutschen Literatur 175), Tübingen 2006.
- 12 Friedrich Gottlob Klopstock, *Der Messias. Gesang I–III*. Text des Erstdrucks von 1748. Studienausgabe hrsg. von Elisabeth Höpker-Herberg, Stuttgart 1986 [enthält auch die Abhandlung «Von der heiligen Poesie», S. 114–126].
- 13 Friedrich Schiller, «Über das Erhabene», in: *Vom Pathetischen und Erhabenen. Schriften zur Dramentheorie*, hrsg. von Klaus L. Berghahn, Stuttgart, bibl. erg. Ausg. 1995, S. 83–100.
- 14 Vgl. u. a. Joachim Jacob, *Heilige Poesie. Zu einem literarischen Modell bei Pyra, Klopstock und Wieland*, Tübingen 1997; Bernadette Malinowski, «Das Heilige sei mein Wort». *Paradigmen prophetischer Dichtung von Klopstock bis Whitman* (= Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft 381), Würzburg 2002; Christine Pries (Hrsg.), *Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*, Weinheim 1989.
- 15 Vgl. Laurenz Lütteken, «Carl Philipp Emanuel Bach und das Erhabene», in: *Lenz-Jahrbuch* 5 (1995), S. 203–218. Zu Händels *Messias* s. Hans-Joachim Kreutzer, «The Sublime, the Grand, and the Tender». Über Händels *Messiah* und Klostocks *Messias*», in: *Göttinger Händel-Beiträge* XI, Göttingen 2006, S. 1–24.
- 16 Vgl. Rita Haub, «Fürstabt Martin Gerbert und die sog. Gelehrtenakademie. Zum Wissenschaftsbetrieb der Fürstabtei St. Blasien im 18. Jh.», in: *Alte Klöster – Neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten 1803. Aufsätze. Erster Teil: Vorgeschichte und Verlauf der Säkularisation*, hrsg. von Hans Ulrich Rudolf, Ostfildern 2003, 1. Teilbd., S. 239–246.

Reiseerfahrung. Er war – dies belegt der ausgedehnte Briefwechsel – an vorderster Front im europäischen Wissenschaftsbetrieb tätig, in engem Kontakt mit den Mächtigen wie Kaiserin Maria Theresia oder dem Papst, er korrespondierte aber auch mit herausragenden Theologen, Historikern und etwelchen Geistesgrößen, mit andern Worten: Er wirkte am Puls der Zeit. Ein Zeichen von Gerberts Anerkennung als Musikforscher war, dass sein Porträt 1785 in die Galerie der Gelehrten der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* Nicolais aufgenommen wurde (nach Johann Joachim Quantz und Carl Philipp Emanuel Bach, jedoch vor Johann Abraham Schulz und Joseph Haydn), d. h. dass die Musik, aber auch die theoretisch-philologische Forschung dazu als in den Kanon der Wissenschaften gehörig betrachtet wurde.¹⁷ Der Briefwechsel zeigt aber auch exemplarisch, dass es in wichtigen Fragen keine Berührungsängste zwischen protestantischen und katholischen Denkern gab, auch wenn die Positionen oftmals unvereinbar schienen, dass man auch katholischerseits auf die neuen philosophischen Strömungen produktiv einging, dass man trotz gehässiger Attacken zwar die konfessionellen Paradigmen anerkannte, aber darüber in zuweilen erstaunlicher Direktheit offen sprechen konnte.¹⁸ Und anhand von Gerberts Briefwechsel stellt

17 Gudula Schütz, *Vor dem Richterstuhl der Kritik. Die Musik in Friedrich Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ 1765–1806* (= Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 30), Tübingen 2007, S. 221. Die Problematik hinsichtlich der praktischen bzw. wissenschaftlichen Umgangsweise mit Musik hat Johann Adam Hiller bereits 1768 in den *Wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend* angesprochen: «Die Musik hat unter den schönen Künsten allein das Unglück, daß sie mehr als ein Handwerk oder als eine mechanische Kunst erlernt wird, da sie doch als eine Wissenschaft, die ihre Grundsätze hat, studiert werden sollte. [...] Bey sehr vielen, und vielleicht bey den meisten ist es leider wahr, daß man zufrieden seyn kann, wenn man sie singen oder spielen gehört hat; und man würde sie sehr in Verlegenheit setzen, wenn man sie aus ihrer Sphäre reißen, und mit ihnen in das Feld der Theorie spazieren wollte.» (ebd. S. 80)

18 Noch aufschlussreicher bezüglich des interkonfessionellen Dialogs ist der Briefwechsel zwischen Nicolai und P. Mauritz Ribbele nach dem St. Blasien-Besuch Nicolais (1782–87). So schreibt etwa Ribbele, der die Hierarchie grundsätzlich verteidigt: «Ich bin selber ein Freund der Wahrheit und, ohne meiner Religion nahe zu treten, welche mir das heiligste ist, werde ich in allen anderen Materien der unparteiischen Beurteilung gar gerne beipflichten. Ich bin von Ihrer erhabenen Gedenkungsart ganz überzeugt, daß Sie auch in jenen Materien, wo Dieselbe durch Ihre Religion andern Meinungen befallen, dennoch von der Gegenpartei mit Nachsicht und Wohlstande sprechen würden.» Der Berliner Protestant Nicolai, der katholische Frömmigkeitspraktiken erst auf seiner Reise kennengelerntte und sowohl diese für ihn abergläubischen Gebräuche, den Zölibat, wie den Anspruch des Alleinseligmachenden und Unfehlbaren der katholischen Kirche verurteilte, da er dem Prinzip wahrer Toleranz entgegenstehe, antwortet: «So sicher und einzlig auch die objektive Wahrheit ist, so sehr verschieden muß not-

sich auch die dringende Frage, ob die katholische Aufklärung mit ihrer intensiven, systematisch betriebenen historischen Quellenforschung¹⁹ insbesondere bezüglich der «Musik der Lateiner» (*Musica de' Latini*) – wie Padre Giambattista Martini sie nannte – nicht eine mindestens ebenso wesentliche Rolle in der ästhetischen Grundlegung der Musikpraxis wie in der Ausprägung eines historischen Bewusstseins spielte, die schliesslich zum caecilianischen Kirchenmusikideal und – im Bereich der Musikästhetik – zur Kunstreligion hinführte, eine Rolle, die in der Forschung bislang fast ausschliesslich dem norddeutsch-protestantischen Bereich zugesprochen wurde.²⁰ Denn in der *Musica sacra*, «unserer»

wendig bei unserer so sehr verschiedenen Lage dasjenige sein, was wir, jeder für sich, subjektiv als Wahrheit erkennen. Daher würde es freilich vergeblich sein, wenn wir miteinander streiten wollten. Zwei Personen, die in Prinzipien so sehr unterschieden sind, werden sich durch einen direkten Streit niemals überzeugen können. Aber deswegen kann doch einer dem andern aufrichtige Wahrheitsliebe zutrauen und ihn deshalb lieben und schätzen. Dies sind meine Gesinnungen gegen Sie, edler Mann, und ich wünsche nur, von Ihnen und allen edelgesinnten Katholiken und Religiösen gleiche Gesinnungen zu verdienen. Gott hat es sehr weise so eingerichtet, daß die Menschen sehr verschiedener Meinung sein sollen, aber auch ebenso weise, daß sie sich, dieser Verschiedenheit ohnerachtet, herzlich lieben können, wenn sie nur wollen.» Vgl. Pfeilschifter, *Friedrich Nicolais Briefwechsel mit St. Blasien* (wie Anm. 6), Zitate S. 16 bzw. 22. Zu Nicolais Haltung, die sich anderweitig in beissender Kritik äussern konnte, vgl. Sigrid Habersaat, *Verteidigung der Aufklärung. Friedrich Nicolai in religiösen und politischen Debatten* (= *Epistemata*. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft 316), 2 Bde., Würzburg 2001, bzw. Christoph Spehr, *Aufklärung und Ökumene. Reunionsversuche zwischen Katholiken und Protestanten im deutschsprachigen Raum des späteren 18. Jahrhunderts* (= Beiträge zur lateinischen Theologie 132), Tübingen 2005, bes. S. 374 ff.

19 Vgl. dazu die umfangreiche, detaillierte Fallstudie zum Kloster Banz, welches das klösterliche Reformprogramm und die wissenschaftlichen Methoden wie andere süddeutsch-österreichisch-schweizerische Klöster von St. Maur übernommen hatte: Niklas Raggenbass, »Harmonie und schwesterliche Einheit zwischen Bibel und Vernunft. Die Benediktiner des Klosters Banz: Publizisten und Wissenschaftler in der Aufklärungszeit«. *Die Benediktiner des Klosters Banz: Publizisten und Wissenschaftler in der Aufklärungszeit* (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, 44. Ergänzungsbd.), St. Ottilien 2006. Einen Überblick über die vorrangige Pflege der Geistes- und Naturwissenschaften in den Klöstern s. Georg Hailingsetzer, «Die Benediktiner im 18. Jahrhundert. Wissenschaft und Gelehrsamkeit im süddeutsch-österreichischen Raum», in: *Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland*, hrsg. von Harm Klüting in Zusammenarbeit mit Norbert Hinske und Karl Hengst (= Studien zum achtzehnten Jahrhundert 15), Hamburg 1993, S. 208–224.

20 Vgl. dazu die umfassende Studie von Jürgen Heidrich, *Protestantische Kirchenmusikanschauung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Studien zur Ideengeschichte ‹wahrer› Kirchenmusik* (= Abhandlungen zur Musikgeschichte 7), Göttingen 2001.

alten Musik des christlichen Abendlandes, als deren Fundament er den Gregorianischen Choral seit Karl dem Grossen ansah, entdeckte Martini jenen feierlichen Ernst, Adel und eine der Grösse Gottes angemessene Erhabenheit wieder, Eigenschaften, die man sowohl in katholischen wie zunehmend in protestantischen Kreisen mit dem Begriff der ‹wahren› Kirchenmusik zu verbinden begann.²¹



Abb. 3: Porträt Martin Gerberts im Refektorium des ehemaligen Benediktinerpriorats Oberried

21 Vgl. Giovanni Battista Martini, *Storia della musica*, Tomo I-III, Bologna 1757, hrsg. und mit Registern versehen von Othmar Wessely (= Die grossen Darstellungen der Musikgeschichte in Barock und Aufklärung 1-3), Graz 1967, Tomo 1: Prefazione, S. 6: «L'ultimo luogo nell'ordine, ma il primo nella dignità e distinzione l'ottiene la Musica de' Latini, che dall'Epoca del Redentore fino ai nostri tempi l'esercitarono. Avrà questa l'estensione, che bramare si possa, e noi tutto il campo, onde i principj spiegarne, descriverne i progressi, e vederne gli avanamenti, fino al giorno d'oggi.» Vgl. auch Christof Stadelmann, *Fortunatissime Cantilene! Padre Martini und die Tradition des gregorianischen Chorals* (= Schriften zur Musikwissenschaft aus Münster 16), Eisenach 2001, S. 21, 22: «Ritroveremo in questo Ecclesiastico Canto una serietà, una nobilità, e una magnificenza degna della Maestà die Dio, [...]» (*Storia* IV/2, f. 33r-35r), und S. 139 mit einem Zitat von Guglielmo della Valle, der bezeugt, dass Martini all denjenigen, die ihn um Rat fragten, die Quellen des Schönen und Wahren in der *Musica sacra* zeigte.

Ein grosses Handicap für die Rezeption von Gerberts Werken – damals wie heute – bildet das Latein als seinerzeit immer noch gebietsweise übliche Wissenschaftssprache; Gerbert selbst jedenfalls fühlte sich in der deutschen Schreibart nicht versiert genug, um hierin historische Beiträge zu verfassen.²² Dieses Faktum dürfte schon Nicolai bewusst geworden sein, als auf seine Anfrage für die *Allgemeine deutsche Bibliothek* hin Johann Friedrich Reichardt auf die Rezension von *De cantu et musica sacra* verzichtete mit der Begründung:

Ich schicke Ihnen, mein werthester Freund, den Gerber [sic] zurück. Es ist mir nicht möglich von dem Werke, das mir so viel ich im Durchblättern gefunden, wichtig zu seyn scheint, eine flüchtige Anzeige zu machen. Und zu einer gründlichen Beurtheilung bin ich nicht fähig. Wie wär es, wen Sie von Marpurg, der es vielleicht ganz und mit Nachdenk gelesen, eine Anzeige wenigstens für dies einzige Werck annähmen? Er wird gewiss sich sehr bereit finden lassen.²³

Johann Abraham Peter Schulz sah sich bei den *Scriptores* (welche sich Nicolai 1785 von Gerberts Archivar Mauritz Ribbele hatte schicken lassen²⁴) vor das gleiche Problem gestellt: «[...] letzteres bin ich nicht im Stande zu recensiren, da ich der lateinischen Sprache nicht gewachsen bin.»²⁵ Das Hindernis der Sprache wirkte demnach fatalerweise ausgegerechnet bei jenen Personen als Rezeptionsbarriere, die der Musik im aufklärerischen und frühromantischen Diskurs besonderes Augenmerk widmeten, ein aus historischer Perspektive für die entscheidende Schnittstelle zwischen katholischer und protestantischer Musikauffassung beinahe tragisches Moment; ein Problem überdies, das bereits damals erkannt wurde, gab es doch wenigstens einen ersten Anlauf zu einem «teutschen Auszug» für das Werk *De cantu et musica sacra*, das «wegen seiner Kostbarkeit, vielleicht auch wegen der Sprache, in der es geschrieben ist, nicht in so allgemeinen Umlauf gekommen, als es so ganz

-
- 22 «Ich will nicht ermangeln, auch künftige historische Beiträg zu machen, wann man nur nit Teutsch von mir verlangt, in welcher Schreibart nit versiert.» Brief vom 4. April 1762 an P. Ildephons Kennedy (Benediktiner aus Regensburg), Sekretär und akademischer Professor der neuen Akademie der Wissenschaften in München, vgl. *Korrespondenz II* (wie unten Anm. 30), Nr. 62, S. 88.
- 23 Brief vom 21. 3. 1778, vgl. Schütz, *Vor dem Richterstuhl der Kritik* (wie Anm. 17), S. 132. Die Schrift blieb unrezensiert.
- 24 Vgl. den Brief Ribbeles vom 7. August 1785, in: Pfeilschifter, *Friedrich Nicolais Briefwechsel mit St. Blasien* (wie Anm. 6), S. 46.
- 25 Brief an Nicolai aus Rheinsberg vom 9. 6. 1786, vgl. Schütz, *Vor dem Richterstuhl der Kritik* (wie Anm. 17), S. 32, Anm. 356. In diesem Fall fand sich jedoch mit Johann Joachim Eschenburg ein geeigneter Ersatz, sodass eine ausführliche Anzeige des dreibändigen Werkes erscheinen konnte.

verdienet», um es «der Welt noch bekannter und nutzbarer zu machen».²⁶ Doch auch die moderne Forschung kapitulierte bis anhin anscheinend an der Fülle der überlieferten lateinischen Schriften, denn allein Gerberts Publikationsliste an theologischen und historischen Titeln umfasst über siebzig zum Teil umfangreiche und schwer greifbare Bände.²⁷ Zwar erschien bereits 1767 seine Reisebeschreibung in deutscher Übersetzung, die wohl ein breiteres Publikum ansprechen sollte,²⁸ in neuerer Zeit wurde als einziges seiner Werke die *Geschichte des Schwarzwaldes (Historia nigrae silvae)* in deutscher Sprache veröffentlicht.²⁹

-
- 26 Brief von Christian Gottlob Schmidt, Pastor und Superintendent in Weissenburg, an Gerbert vom 17. Juli 1789, vgl. *Briefe und Akten* II (wie unten Anm. 30), Nr. 441, S. 346, der von einem Buchhändler dazu angefragt wurde. Allein ohne Gerberts Einverständnis wollte er diesen Auszug, «etwa in zwei Bänden», nicht machen, denn das «hieße sich an Ihrem Eigentume vergreifen». Er selbst hatte das Werk von Gerbert, den er auch einmal in St. Blasien besucht hatte (vgl. ebd., Brief vom 31. Okt. 1787, Nr. 344, S. 272ff.), mit viel Fleiss und Vergnügen gelesen und war ihm auch mit Literatur für *De sublimi* behilflich. Im ersten Brief erwähnt er seine zu Winterthur gedruckte Schrift *Briefe über Herrnhut und andere Orte der Oberlausitz* von 1787, für die er Gerbert um Nachsicht bittet, «es ist ein unreifes Werk».
- 27 Vgl. die Werkliste auf der Homepage des Klosters Oberried im Schwarzwald, das sich zum Ziel gesetzt hat, den eigenen Bestand an von Gerbert geschriebenen oder herausgegebenen Büchern durch Neuerwerbungen systematisch zu ergänzen: <http://www.klosterbibliothek-oberried.de/gerbert-bibliographie.htm>. Auch das Wenige an bisheriger Sekundärliteratur ist hier verzeichnet. Abgesehen von einer Biographie (s. unten) sind noch zu erwähnen: die kleine Studie von Elisabeth Hegar, *Die Anfänge der neueren Musikgeschichtsschreibung um 1770 bei Gerbert, Burney und Hawkins* (= Sammlung musikwissenschaftlicher Abhandlungen 7), Leipzig/Strassburg/Zürich [1932], sowie die sehr verdienstvolle Dissertation von Margret Nemann, *Die Christologie Martin Gerberts von St. Blasien. Ein Beitrag zur Theologiegeschichte des 18. Jahrhunderts*, [Selbstverlag Münster] 1984, die das schwierige theologische Schrifttum Gerberts, besonders die 8 Bde. der *Principia theologiae* (1758–59) und das Spätwerk *De sublimi* (1793) in den Blick nimmt.
- 28 Titel: *Des Hochwürdigsten Herrn, Herrn Martin Gerberts, nunmehr des Heil. Röm. Reichs Fürsten und Abts des Reichs-Stifts St. Blasien auf dem Schwarzwald Reisen durch Alemannien, Welschland und Frankreich, welche in den Jahren 1759. 1760. 1761. und 1762. angestellet worden*, von dem hohen Herrn Verfasser selbsten mit vielen Zusätzen, besonderen Anmerkungen und schönen Kupfern zur Erläuterung derer Alterthümern vermehrt und verbessert, und aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzt, auch mit zwey Registern der Orte und merkwürdigsten Sachen versehen von J. L. K., Ulm, Frankfurt und Leipzig 1767.
- 29 Martin Gerbert, *Geschichte des Schwarzwaldes. Siedlungsgebiet des Ordens des heiligen Benedikt*. Zusammengestellt und bebildert von Martin Gerbert, Abt des Klosters und der Kongregation St. Blasien in demselben Walde und Fürst des Heiligen Römischen Reiches. Aus dem lat. Originaltext übers. von Adalberth Weh, Studienausg., 2 Bde., Freiburg i. Br. 1993–96.

Auch im Briefwechsel, in dem sich problemlos je nach Briefpartner Deutsch, Französisch und Italienisch als gängige Korrespondenzsprachen abwechseln, ist das Latein häufig anzutreffen. Für die Forschung ist der Umstand, dass er zum grössten Teil ediert und mit umfangreichen Registern versehen ist,³⁰ jedoch als eine unvergleichliche Chance zu werten: Er böte Stoff hinsichtlich vielfältigster Fragestellungen – nähme man den angesprochenen Personenkreis und deren Schrifttum und Briefwechsel mit in den Blick –, und könnte weithin ungelöste Fragen wie die nach der noch nicht nationalstaatlich-ideologisch verengten sprachen-, konfessionen- und länderübergreifenden wissenschaftlichen Zusammenarbeit, nach der Entwicklung der historisch-kritischen Methode und des aus der Theologie entlehnten hermeneutischen Verfahrens wie die nach einer letzten Kulturlüte der Klöster im Kontext einer ebenso hochstehenden Kirchenmusikpflege beantworten helfen.

Doch wer war Gerbert, dessen Namen zu kennen immerhin für Musikwissenschaftler Pflicht, dessen Bedeutung für die Etablierung unseres Faches jedoch weit unterschätzt ist? Er selbst übte sich im Vergleich mit seiner neu erbauten Kirche in selbstbewusstem Understatement, das an Selbststilisierung grenzt:

En la battissant je m'a proposé deux choses: la majesté pour notre grand Dieu et la modestie pour nous autres. Le dernier bout a encore mieux réussi que le premier. Mais entre mille hommes il n'y a que presque un seul, qui comprenne, que la simplicité du batiment sans chargement des ornements est la qualité qui fait l'église respectable et agreeable a la vue. La simplicité est mon propre character avec laquelle je me charactérise particulierement à mes amys.³¹

Bescheidenheit war eine Zier, die gleich mehrere St. Blasien-Reisende an ihm bemerkten, sie gehörte aber auch zu seinem Selbstverständnis als Vertreter eines Mönchtums, das in der Tradition der Mauriner im Rückbezug auf Benedikt nicht demonstrativ Prunk und Luxus zur Schau stellen, sondern sich zurückhaltend zu geben hatte. Viel wichtiger wa-

30 Vgl. *Korrespondenz des Fürstabtes Martin Gerbert von St. Blasien*, hrsg. von der Badischen Historischen Kommission, bearb. von Georg Pfeilschifter, 2 Bde., I. Bd.: 1752–1773, Karlsruhe 1931, II. Bd.: 1774–1781, Karlsruhe 1934; *Briefe und Akten des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien 1764–1793*, hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg nach Vorarbeiten von Georg Pfeilschifter und Arthur Allgeier, bearb. von Wolfgang Müller, 2 Bde., I. Bd.: *Politische Korrespondenz 1782–1793*, Karlsruhe 1957, II. Bd.: *Wissenschaftliche Korrespondenz 1782–1793*, Karlsruhe 1962. Total sind es über 2000 Briefe von und an Gerbert.

31 Gerbert an Marschall Beat Fidel von Zurlauben, 3. Nov. 1782, *Briefe und Akten II* (wie Anm. 30), Nr. 53, S. 45.

ren das Bibelstudium im Sinne eines eigentlichen Quellenstudiums und die wissenschaftliche Beschäftigung mit den alten, in den Klöstern liegenden Schriften, um zum Kern des monastischen Lebens zu gelangen, «si toutes vos pensées et tous vos desseins dans vos études se terminent à vous bien connaître vous-mêmes, pour en devenir plus humbles et pour vous cacher aus yeux du monde, et à connaître Dieu de plus en plus pour l'aimer et le servir plus parfaitement». So sah es Jean Mabillon in seinem *Traité des études monastiques* von 1692,³² und diesem Ideal lebte auch Gerbert nach, der deswegen als neuer Mabillon (aber auch als zweiter Augustin) gefeiert wurde.³³ Nicht nur die «Althertums-Erforschung» übernahm er von den «grundgelehrten Ordensbrüdern aus der Versammlung des H. Maurus, dieser vordersten Zierde und Stütze einer gründlichen Gelehrsamkeit», die auf diesem Feld tatsächlich eine Pionierrolle eingenommen hatten,³⁴ es war auch die mit religiöser Demut und Selbstdisziplin verbundene Grundhaltung, die ihm von allen Seiten hohen Respekt verschaffte, wie es – stellvertretend für viele – Christoph Wilhelm von Koch (1737–1813), Protestant, Hochschullehrer für Staatsrecht und Geschichte, Schriftsteller, Bibliothekar, Diplomat und Politiker aus Strassburg 1774 aussprach:

Er ist ein Herr von mittelmäßiger Grösse und von angenehmer Bildung, der im Alter von 54 Jahren eine noch lang fortdauernde Gesundheit verspricht. Unter vielen Tugenden, welche den Ordensmann und den Fürsten schmücken, bemerkt man an ihm eine recht seltene Bescheidenheit und Menschenliebe. Erhaben durch seine Würde, stellt er sich durch seine Leutseligkeit den Niedrigsten gleich und suchet seine Hoheit nur in Tugend und rechten Vorzügen, nicht in äusserem Glanz und Schimmer der Würde. Man nähert sich ihm nicht, ohne ihn lieb zu gewinnen; so sehr lockt er aller Herzen an sich. In seinem belebten Umgang findet man das Bild des Redlichen, des Weisen, des Gelehrten, das bei allen, denen es sich

32 Zit. nach Raggenbass, »Harmonie und schwesterliche Einheit« (wie Anm. 19), S. 27.

33 Vgl. den Brief Nr. 1010a von Abbé Grandidier aus Strassburg vom Frühjahr 1779, in: *Korrespondenz II* (wie Anm. 30), S. 433 (zu Mabillon) bzw. die Briefe Nr. 499, S. 389, und Nr. 519, S. 404 (zu Augustin) in: *Briefe und Akten II* (wie Anm. 30).

34 Vgl. seine Beschreibung zu seiner Frankreichreise 1759 (wie Anm. 28), bes. zu Paris S. 458 ff.: Hier wies ihn P. [René Prosper] Tassin auf die «alten musicalischen Tonzeichen» hin, aus denen sich gewisse Merkmale des Altertums hervorbringen liessen, vornehmlich der frühen Jahrhunderte (des 9., 10., 11. und 12. Jhs), deren Schriften schwer zu unterscheiden seien. Guido Aretinus habe im 11. Jh. die Linien zur Unterscheidung der Lage oder Stelle der Tonzeichen als erster erfunden, folglich seien alle diese Handschriften später zu datieren. Daraus ist zu schliessen, dass es hier bereits um erste Versuche der Neumenforschung ging. Zum Reformprogramm der Benediktiner von St. Maur und dessen Einfluss auf die süddeutsch-schweizerischen Klöster vgl. Raggenbass, »Harmonie und schwesterliche Einheit« (wie Anm. 19), S. 16 ff.

zeiget, wahre Ehrfurcht erwecket. Es erwecket aber auch Nachahmung und verbindet die Ordensbrüder von St. Blasi in Liebe und Eintracht. Gekünstelte Freundschaften kennet man hier nicht. Ein jeder beeifert sich in die Wette zum gemeinsamen Endzweck, zum besten und zur Ehre des Gotteshauses.³⁵

Auch Heinrich Sander (1754–1782), in Göttingen ausgebildeter Theologe und Ökonom, Professor am Gymnasium von Karlsruhe, konstatierte anlässlich seines Besuchs um Michaelis 1781 (also im gleichen Jahr wie Nicolai) sowohl den zugleich gelehrten und liebenswürdig-umgänglichen Habitus Gerberts wie die weltoffene Einstellung des Klosters:

Man ist im Kloster und doch nicht abgeschnitten von der Welt. Man ist von Geistlichen umringt, aber ihre Kenntnis geht auch über den engen Kreis der Zelle hinaus. [...] Irdisches Wohlleben und geistlicher Müsiggang ist in St. Blasien gar nicht der herrschende Ton. Die Religion hat hier ihre inbrünstige Verehrer, aber die Wissenschaften haben auch ihre Pfleger und Freunde. [...]

Ungemein viel Gelehrsamkeit mit einem edlen Herzen und mit einer liebenswürdigen Simplicität im Karakter verbunden. Man erkennt gleich in ihm den Mann, der viel gereiset, mit vielen Menschen umgegangen ist.³⁶

Und ein weiterer Besucher meldet 1782 beinahe stereotyp Ähnliches über Gerberts Ausstrahlung und die in den Klöstern geübte Toleranz:

Ich erblickte einen Fürst Abten, der seine hohe Würde nicht kennt, der ganz Menschenfreund ist, der mich auf das vertraulichste anredete, der mich auf das alleredelste empfing, der in jedem Bezeigen den großen Gelehrten und tiefen Geschichtsforscher zu erkennen gab, den die Welt schon lang in ihm verehrte. [...] Man ging zur Tafel, und der gnädigste Fürst-Abt, der beständig aufgeweckt, munter und lebhaft ist, unterhielt seine Gäste mit seinen lehrreichen Unterredungen auf das angenehmste. [...] Es ist ihm, dessen Leutseeligkeit aus den Augen hervorleuchtet, gar leicht, Herzen zu gewinnen, und kostet ihm gar keine Mühe. [...]

Ich muss Ihnen noch die Versicherung geben, dass allenthalben in den Klöstern wo ich war [er hielt sich längere Zeit sich in Weingarten und Rheinau auf] nicht der mindeste Schein von Religionshaß gegen mich gewesen, sondern vielmehr Zutrauen, Freundschaft und Dienstfertigkeit auf allen Seiten auf mich zuströmte. Unsere Zeiten predigen Toleranz und diese beobachten auch alle vernünftige Katholiken gegen die Protestanten. Ich fand in der That keinen merklichen Unterschied im Diensteifer zwischen beyden Religionstheilen.³⁷

35 Koch, *Abhandlung über die Abtei St. Blasi im Schwarzwald, aufgesetzt im Jahr 1774*, zit. nach *Korrespondenz II* (wie Anm. 30), S. 73, Anm. 1.

36 Aus der Reisebeschreibung von Sander, 24.–28. Sept. 1781, vgl. *Korrespondenz II* (wie Anm. 30), Nr. 1181, S. 599.

37 Georg Wilhelm Zapf (1747–1810), *Über meine vollbrachte literarische Reise in einige Klöster Schwabens und in die Schweiz. 1781* (in Form eines Sendschreibens an Bernoulli), zit. nach *Korrespondenz II*, Nr. 1182, S. 600.

Überblicken wir Gerberts Lebenslauf, wird deutlich, wie bestimmd sein in strengen Bahnen verlaufender Lebensweg seinen musikalischen Neigungen eine Richtung gab, genauso wie er sein wissenschaftliches Ethos prägte.³⁸ Geboren wurde Martin (Taufnamen: *Franciscus Dominicus Bernardus*) Gerbert von Hornau am 11. August 1720 in Horb am Neckar als Sohn eines Kaufmanns. Nach dem Besuch der Jesuitenschulen in Freiburg im Breisgau und in Klingnau (Kt. Aargau) wurde Gerbert 1736 Novize bei den Benediktinern in St. Blasien, legte 1737 seine Profess ab und empfing nach philosophisch-theologischen Studien 1744 die Priesterweihe. 1747 veröffentlichte er seine 24 Offertorien Op. 1 für die Feste des Herrn, der Gottesmutter und der Heiligen, für gemischten Chor, 1. und 2. Violinen, 1. und 2. Klarinetten oder Hörner, Pauken und Orgel, Werke im gängigen konzertierenden Stil, von denen er sich später distanzierte. Im Offertorium *Quoniam praevenisti* zum Beispiel bildet eine pompöse, aber etwas steife Fuge den Abschluss – Zeugnis dafür, dass er auch den strengen Satz beherrschte.³⁹ 1755 ernannte ihn Fürstabt Meinrad Troger zum Bibliothekar und bald auch zum Professor der Philosophie und Theologie. Seine wissenschaftliche und literarische Tätigkeit galt zunächst der Reform des theologischen Studienbetriebs und der Ausarbeitung der methodologischen Einführungsschriften wie einer Gesamtdarstellung der Theologie in einer Anzahl von Lehrbüchern. Auf ausgedehnten Studienreisen 1759–63 durch Deutschland, Italien und Frankreich sammelte er Quellenmaterial für seine liturgiegeschichtlichen und musikgeschichtlichen Arbeiten;⁴⁰ von

38 Die biographischen Angaben wurden der kleinen, aus Anlass seines 200. Todes-tages erschienenen Gedenkschrift entnommen, die – soweit überprüfbar – zuverlässig zu sein scheint und mit einer hilfreichen Literaturliste, jedoch ohne wissenschaftlichen Apparat ausgestattet ist. Vgl. Franz Hilger, *Martin Gerbert. Fürst und Abt von St. Blasien*, Freiburg i. Br. 1992. Die fröhteste biographische Darstellung dürfte der Nekrolog von Schlichtegroll sein, vgl. Friedrich von Schlichtegroll, *Musiker-Nekrologe: Joh. Chr. Friedrich Bach, G. Benda, J. J. Ch. Bode, M. Gerbert, W. A. Mozart, F. Ch. Neubaur, E. W. Wolf, J. R. Zumsteeg*, neu hrsg. von Richard Schaal, Kassel/Basel [1954], S. 65–76. Nicolai, der erwähnt, dass er über Gerbert schon geschrieben habe, als er Schlichtegrolls Nekrolog von 1795 erhalten habe, bringt ebenfalls eine Kurzbiographie und eine Charakterisierung seines Wesens, vgl. *Beschreibung einer Reise* (wie Anm. 1), S. 64 ff., bes. S. 75.

39 Vgl. die CD-Aufnahme der Offertorien mit der Freiburger Domkapelle unter Raimund Hug bzw. des *Quoniam praevenisti* auf: «Musik aus dem Freiburger Münster», beide erschienen 1999 bzw. 1994–2000 bei Ars Musica (Freiburger Musik Forum).

40 Vgl. den Brief vom 6. Juni 1774 an Friedrich Wilhelm Marpurg in Berlin, dem er auch eine Empfehlung für Italien «an den sel. Winckelmann» verdankte (er war 1768 «seinen Freunden und der gelehrten Welt gewalttätig und durch verruchte Mörderhand allzu frühzeitig» entrissen worden, wie Lavater am 30. April 1777

Venedig her kommend traf er in Bologna Padre Martini, mit dem ihn eine enge wissenschaftliche Zusammenarbeit in der Auffindung, dem Austausch und der Deutung mittelalterlicher Quellen verband.⁴¹

Danach reiste er nach Rom, von wo aus er noch die Klöster Subiaco, Monte Cassino sowie Neapel bzw. – wie allerorts – deren Bibliotheken aufsuchte, um über Florenz, Modena und Mailand zurückzukehren. In der Schweiz besuchte er 1760 u. a. die Städte Windisch, Brugg, Königsfelden, Baden, Wettingen, Zürich, das Kloster Muri, Zug, Einsiedeln, Rapperswil, Fischingen und das Kloster St. Gallen, in dessen Bibliothek er Handschriften einsah und auslieh.⁴² 1764 wurde Gerbert zum 46. Abt

zur Sendung von dessen letztem Werk schreibt), in: *Korrespondenz* II (wie Anm. 30), Nr. 849, S. 253 f. (Lavater) bzw. Nr. 657, S. 35 f.: «Da mir kürzlich die Reisebeschreibung von D. Burney zu Hand kame, erweckte es mir manche Ideen von denen Ländern, die ich eben auch durchreiset, so daß ich mich entschlossen, einen Zusatz von dem Zustand der jetzigen Kirchen-Musik in verschiedenen Ländern samt einer Anzeig der berühmteren Kapellmeister und Tonkünstler in der Kirchen-Musik zu machen, besonders so sie etwas in diesem Fach in den Druck gegeben. Zu welchem E. Wbg. angelegenst um Beitrag bitte besonders von denen preussischen Staaten. Ich getraue mir fast nicht zu melden, daß ich diese Beitrag in etwan einer Monatsfrist nötig hätte, weilen mit dem Druck eilen muß, um einem anderen Werk in unser Preß Platz zu machen. Befehlen Sie ein oder mehrere Abdrücke, so belieben sie mir nur zu melden, wohin selbe adressieren solle.» Marpurg antwortete erst am 24. Oktober, da er vier Monate «in Königlichen Verrichtungen» auf Reisen gewesen sei, und verspricht ihm, den königlichen Kapellmeister Agricola mit zu Rate zu ziehen. Er ersucht Gerbert umgekehrt um seine die Musik betreffenden Werke und erhält 1775 denn auch *De cantu et musica*. (Ebd., Nr. 692, S. 79 f. bzw. Nr. 741, S. 134) Zur zentralen Bedeutung Marpurgs zur Herausbildung eines eigenständigen musikalischen Diskurses und zu einer Formierung eines neuen Denkens über und in Musik in der Mitte des 18. Jh.s im Kreise der Berliner Aufklärer vgl. Laurenz Lütteken, Art. «Marpurg», in: *MGG2*, Personenteil 11 (2004), Sp. 1125–1131.

41 Vgl. seine Reisebeschreibung (wie Anm. 28), S. 422 ff.: «Hierauf sind wir nach Bologna gegangen, und haben alsogleich den P. Joh. Baptist Martini vom Ord. des H. Franciscus besuchet. Vorhero schon haben wir mit ihm vieles in Briefen gehandelt von der Geschichte der Tonkunst. Wir theilten untereinander die Arbeit freundschaftlich, so dass Er überhaupt die Geschichte derselben, wir hingegen besonders die Kirchenmusik von der ersten Zeit der Kirche an bis auf die gegenwärtige zur Aufsuchung übernahmen. Wir erstaunten bey einer Anzahl von siebenzehn tausend Urhebern theils von der lehrenden, theils von der ausübenden Tonkunst, welche dieser fleissige Mann allesamt gesammelt.» Martini und Gerbert hielten sich gegenseitig über den Fortschritt ihrer Untersuchungen auf dem Laufenden, häufig bittet Gerbert den älteren und erfahreneren Martini um Rat und um Kopien von Handschriften aus italienischen Bibliotheken. Der erste, lateinisch verfasste Brief Gerberts ist vom 19. Dez. 1761 (*Korrespondenz* I, Nr. 51, S. 77–79), der letzte von Martini, der italienisch schrieb, vom 25. Mai 1784 (*Briefe und Akten* I, Nr. 153, S. 119 f.) datiert.

42 Vgl. seine Reisebeschreibung (wie Anm. 28), S. 75–107.

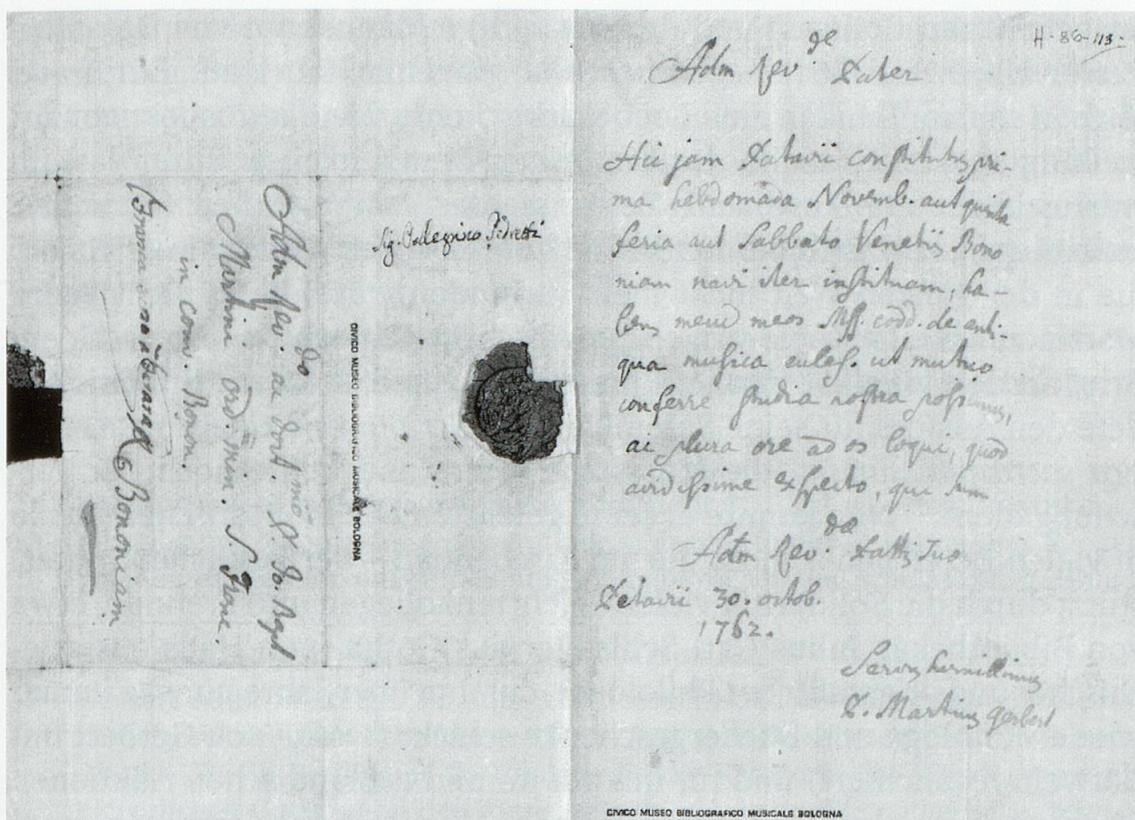


Abb. 4: Brief Gerberts an Martini (I-Bc, H 86, 113)

von St. Blasien gewählt. Auch als Abt blieb er den Wissenschaften treu, ohne die Aufgaben der Verwaltung und Regierung der umfangreichen Klosterherrschaft zu vernachlässigen. Er kümmerte sich um die Seelsorge, war aber auch ein vorzüglicher Diplomat, vor allem wenn es darum ging, die Interessen des Klosters gegenüber der aufgeklärt-absolutistischen Kirchenpolitik des österreichischen Kaiserhauses zu verteidigen, dem er als Grundherr und Lehnsmann verpflichtet war.

Am 23. Juli 1768 fiel das Kloster mitsamt der Kirche einem verheerenden Brand zum Opfer, ein Ereignis, das als die alles beherrschende Katastrophe zutiefst in sein Leben als Wissenschaftler wie als Verantwortung tragender Abt einbrach, hatte er doch seine etwa sechzig Konventualen in befreundeten Klöstern (auch der Schweiz) unterzubringen, den Wiederaufbau zu befördern, eine neue Orgel bauen zu lassen (durch Silbermann), die Bibliothek, von der 18'000 Bücher verbrannten, wieder zu äufnen, was – wie seine Bittbriefe an unzählige Adressaten ganz Europas zeigen – sein vordringlichstes Ziel für den Rest seines Lebens war.⁴³ Alle seine eigenen Schriften und Kollektaneen (samt der

43 Zum Klosterbrand vgl. Pfeilschifter, in: *Korrespondenz I* (wie Anm. 30), S. 214f. und die folgenden Bittbriefe Gerberts.

ausgeliehenen Codices) und das fast fertige Manuskript von *De cantu*, dessen erster Band bereits gedruckt war, gingen in Rauch auf. Der Brand löste in seinem Denken eine noch stärker konturierte retrospektive Einstellung aus, hatte er ihn doch in letzter Deutlichkeit erfahren lassen, was es bedeutete, kostbarste Zeugnisse der Vergangenheit für immer zu verlieren, zum Beispiel die Schrift *De musica* des Wilhelm von Hirsau, die in der ganzen Welt nicht mehr zu finden wäre, hätte nicht Padre Martini noch eine Kopie von seiner Abschrift gemacht, wie er in einem Brief an den Fürstabt von St. Emmeram schrieb.⁴⁴ Dieses Erlebnis bildete den Anstoss für seine Sammlung der *Scriptores ecclesiastici de musica sacra potissimum*, die Massstäbe setzte und heute noch der Forschung dient.⁴⁵ Nun konnte er seine gelehrten wie monastischen Ideale in vielen Bereichen – nicht nur im Kirchenbau – verwirklichen, unterstützt durch die Solidarität vieler Gelehrtenkollegen und Freunde, etwa von Bibliothekar Julius Carl Schlaeger aus Gotha (von Haus aus griechischer und orientalischer Philologe), der ihm über Jahre hinweg immer wieder Kataloge und Bücher geschenke schickt (wofür sich Gerbert mit Rotwein revanchiert) und für ihn auf in- und ausländischen Auktionen Bücher zu erwerben versucht; von Padre Martini aus Bologna, der trotz Schwierigkeiten, fähige Kopisten zu finden, Kopien musikgeschichtlich

44 Brief vom 7. Sept. 1768, *Korrespondenz* I, Nr. 250, S. 244: «Da mir benachbarte Gotteshäuser, besonders in der Schweiz wenigstens auf gegenwärtige Zeit mildthätig unter die Arme greifen, so sage vor den gütigsten Antrag mit Geld den verbindlichsten Dank. Bitte aber angelegtlichst, mir mit Rat und That an die Hand zu gehen, dem Verlust der so groß und kostbaren Bibliothek, welcher nicht zu ersetzen, wenigstens nach und nach auf sparsame und guettätige Art etwas zur Not von neuem etwas zu steuern, – da ich besonders von meiner Haus Bibliothek nicht ein einziges Blättlein salvieret habe, wie eben auch von allen meinen Schriften und Collectaneis, so in und außer dem Gottshaus auf meinen Reisen gemacht, alles verbrennt ist, so gar bei denen Correctoribus das Manuskript und Composition von dem Werk *De cantu etc.*, dessen erster Tom und etliche Bogen von dem anderten schon gedruckt seind. Habe noch kümmerlich die *Scriptores ineditos de re musica* salvieret, außer wenigen, unter welchen auch *S. Wilhelmus de musica*, welcher, wann er nicht von dem gelehrten P. Martini in Bononis aus meiner Abschrift, welche ihme communicieret, ist abgeschrieben worden, in der Welt nicht mehr zu finden ist, in dem der codex unicus et rarissimus, aus welchem selben abgeschrieben, in meinem Zimmer verbrannt ist, allwo nach 5 Minuten des ausbrochenen Feuers schon brennende Funken vor meinen Füßen lagen. [...]» Tatsächlich existieren heute noch einige Fassungen, vgl. Karl-Werner Gümpel, Art. «Wilhelm von Hirsau», *MGG2*, Personenteil 17 (2007), Sp. 930.

45 Vgl. das Reprint: Martin Gerbert, *Scriptores ecclesiasticae de musica sacra potissimum* [1784], Reprographischer Nachdruck, 3 Bde., Hildesheim 1963; Michael Bernhard, *Clavis Gerberti. Eine Revision von Martin Gerberts Scriptores ecclesiasticae de musica sacra potissimum St. Blasien 1784* (= Veröffentlichungen der Musikhistorischen Kommission 7), Teil 1, München 1989.

bedeutsamer Handschriften übersendet; von Johann Jakob Breitinger aus Zürich,⁴⁶ der ihn auf allen Wegen in seinen Bücherwünschen zufrieden stellen will und es auch tut; oder Johann Rudolf Iselin, Rechtsprofessor in Basel, der ihm sogar seine eigene Bibliothek zu guten Konditionen zum Kauf anbietet und von einer günstigen Gelegenheit spricht, die 22 Bände der *Encyclopédie* von Diderot und d'Alembert (den lexikalischen Teil 1751–65) zu erwerben.⁴⁷

Dass der erzwungene Neuanfang durchaus auch seine positiven Seiten hatte, stellte sich aus Sicht von Christoph Wilhelm Koch folgendermassen dar:

So gross indessen auch immer dieser Verlust für St. Blasi sein mag, so wird doch derselbe nicht wenig dadurch vermindert, dass er in die Zeiten unseres Fürsten gefallen ist, der nun mit Verbannung aller gothischen und scholastischen Greuel

46 Gerbert hatte Breitinger im Juni 1760 besucht und bei ihm über von diesem herbeigeschaffte Handschriften gearbeitet (vgl. seine Reisebeschreibung, wie Anm. 28, S. 45). Zu Breitingers Poetologie, die die Kategorie des Wunderbaren als eigentlichen Gegenstand der Poesie betont, welche er «die pathetische, bewegliche oder hertzrührende Schreibart» nennt, womit er den Begriff des Erhabenen berührt, vgl. Laurenz Lütteken, «Die Trichter, die Fideler und die Singer». Zur Rolle Bodmers und Breitingers in der musikalischen Debatte des 18. Jahrhunderts, in: *Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft*, Neue Folge 20 (2001), S. 39–61. Mit Breitinger, dem Herausgeber einer kritischen Edition der Septuaginta, verbanden ihn jedoch vor allem die philologischen Interessen: Die Mittelalterenthusiasten Bodmer und Breitinger liehen sich aus Paris den kostbaren Codex Manesse mit seinen 138 Dichterbildnissen aus, von dem sie Abschriften machten und nach den Originalminiaturen Durchzeichnungen anfertigten. Als gelehrte Liebhaber der altdeutschen Poesie publizierten sie 1758/1759 die zweibändige *Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpuncte*, nachdem sie bereits 1748 einen Auswahlband unter dem Titel *Proben der alten schwäbischen Poesie des Dreyzehnten Jahrhunderts. Aus der Manessischen Sammlung* herausgegeben hatten. Vgl. u. a. Hubert Herkommer, *Die Wissenschaft von der älteren deutschen Sprache und Literatur*, vgl. die Internetseite www.germanistik.unibe.ch/herkommer/petit_kaltgerm.htm.

47 Vgl. *Korrespondenz* I (wie Anm. 30), Nr. 232, 247, 254, 256, 260, 269, 271, 276, 277, 280, 281, 285, 300, 318, 536, u. a. Nach Gerberts Zeugnis waren es vor allem Schlaeger und Breitinger, welche die Bibliothek bereicherten (vgl. den Brief vom 4. Jan. 1772 an Schlaeger, Nr. 477, S. 478f.). Finanzielle Unterstützung leistete z. B. auch die Stadt Zürich, die der Abtei 100'000 Gulden (bei Gesamtkosten von 700'000 Gulden) in zwei Raten zu 3% Zins für den Wiederaufbau ihrer Kirche lieh. Einer weiteren Bitte Gerberts an die Zürcher, man möge ihm für die neue Kirche die in Zürich liegenden St. Galler Glocken geben, wurde aber nicht entsprochen. Diese Glocken, so meinten die Zürcher, seien 1712 (nach dem Toggenburger Krieg) im Triumph nach Zürich gebracht worden und könnten daher nicht entbehrt werden. Vgl. Hilger, *Martin Gerbert* (wie Anm. 38), S. 19, bzw. den Brief Breitingers vom 9. Sept. 1773, Nr. 608, S. 630.

einer feinern und selbst des alten Roms nicht unwürdigen Geschmack in St. Blasien pflanzet. Die neue Bibliothek wird mit kluger Wahl angeordnet, und die Kirche, welche nach dem Muster der Rotunda in Rom aufgeführt wird, ist ein Werk, das noch in den spätesten Jahrhunderten unserer Zeiten und dem Andenken des Fürsten, der es unternommen hat, Ehre machen muss. [...]

Das Werk von der Kirchen-Musik ist grösstenteils gedruckt. [...] Nun hält der Fürst mit dem zweiten Teil zurück, weilen er noch Nachrichten von einigen Orten über den gegenwärtigen Zustand dero Musik erwartet [z. B. von Johann Adolph Scheibe für die nordische Musik, von Friedrich Wilhelm Marpurg für die Musik in Preussen, wie aus dem Briefwechsel zu erschliessen ist].⁴⁸ Von seiner ersten Jugend hat dieser Herr seine mehreste Muse sowohl der Musik selbsten als auch der Geschichte derselben gewidmet. Den ersten Vorsatz, eine solche niederzuschreiben, erweckte bei ihm der zum ewigen Schaden der Litteratur des Mittelalters in dem letzten Brand zu Grund gegangene Codex villinganus, welcher mehrere, zum Teil noch nie bekannt gewordene Scriptores rei musicae enthielte. Der Verfall der Kirchen-Musik in den neueren Zeiten bestärkte ihn noch mehr in diesem Vorhaben, da dieselbe, statt dass sie die Zuhörer zur Andacht und Frömmigkeit aufmuntern sollte, gemeinlich nur zu Zerstreuungen Gelegenheit gibt und, sowie eine Theatral-Musik, die Üppigkeit in den Gemütern nähret.⁴⁹

Damit berührt er ein Thema, das sich wie ein roter Faden durch viele Äusserungen aus Gerberts Umkreis zieht, so etwa bei Abt Nicolaus II. Schmidler von Zwiefalten, wenn er einen Pater auf einen Festtag nach St. Blasien schicken möchte, weil er

[...] sehr vieles von der ganz regelmässigen Musique und Gottesdienst, so dort gehalten wird, höre. Ich hoffete, dass dieser Pater guten Nutzen daraus schöpfen, und auch hier das übertriebene Tonwesen gemäßigt würde. Zwar bin ich gar kein Musicant; doch merk ich wohl, dass oft unter der Kirchen und Opera-Musique ein ganz geringer Unterschied seie.⁵⁰

Ähnlich klagte auch Abbate Giuseppe Santarelli (1710–90), seit 1749 Sänger in der Cappella Pontificia, wenn er – von Gerbert in einem Brief vom 17. Juli 1774 (adressiert an den *maestro della capella papale in Roma*) angefragt – über den gegenwärtigen Stand der Kirchenmusik in Italien berichtet. Als Hauptgründe des Niedergangs («ragioni, per cui la nostra musica in genere è così decaduta dall'antico splendore») sieht er die Verachtung der alten Meister und die Neuerungssucht der Jüngerer:

48 Zu Scheibe vgl. den Brief vom August 1774, in dem er aus Dänemark, Norwegen und Schweden über den protestantischen Choralgesang in den jeweiligen Landsprachen berichtet, der selten von der Orgel begleitet sei. «Eigentliche Kirchen- oder Figuralmusik findet man nur in grossen [Kirchen] oder in den Hauptstädten, selten in den kleinen; wiewohl in Norwegen und in Schweden kaum in den Hauptstädten.» (*Korrespondenz* II, Nr. 678, S. 69) Zu Marpurg vgl. oben, Anm. 40.

49 *Korrespondenz* II (wie Anm. 30), S. 73 f., Anm. 1 (vgl. auch oben Anm. 35).

50 Brief Nr. 773 vom 20. April. 1776, in: *Korrespondenz* II (wie Anm. 30), S. 170.

[...] La prima si è il disprezzo, che i nostri giovani contrappuntisti anno per tutto ciò che si chiama antico. Per cagion d'esempio il gran Giovanni Pier Luigi da Palestrina, il Zarlino ed il Fux anno egregiamente insegnato e dimostrato nelle loro opere tutto quello, chi vi è da seguirsi o da evitarsi, ad oggetto di far buona musica vocale a più parti, sia sacra o profana; vale a dire, anno insegnato, come si debbano impostare le parti antidette, acciocché l'armonia riesca robusta e non forzata; anno insegnato, come si dee di tratto in tratto far pausare le medesime, perch'elleno non si stanchino e non rendono perciò un armonia fiacca e stuonata; anno fatto vedere, come non si dee adottare niuna cantilena o motivo, il quale non cammini con naturalezza e semplicità; anno dimostrato, come si abbia a tirare o condurre un soggetto, una fuga; come debbansi esprimere le parole e massimamente le sacre; come si dee modulare o cangiar di tuono. In corto, anno insegnato e dimostrato tutto quello che la lunga esperienza e la matura riflessione loro à suggerito per far con lode il Maestro di Cappella. Ma il Fux, il Zarlino e Gio. Pier Luigi da Palestrina sono antichi e tanto basta, perché i nostri giovani contrappuntisti non si degnino di guardarli. [...]

La seconda ragione poi, per cui la nostra musica in genere è così decaduta dall'antico splendore, si è il fanaticismo, in cui gli antidetti nostri contrappuntisti sono, di cercare la novità.⁵¹

Von den berühmten Komponisten Italiens, welche die Perfektion des von Palestrina geübten Stiles erreicht hätten, werden Durante, Vinci,

51 Brief Nr. 681 vom 11. September 1774, in: *Korrespondenz* II (wie Anm. 30), S. 63–68; vgl. auch Brief Nr. 664, S. 43. Gerbert hat die Antwort Santarellis auch in *De cantu* II zitiert, vgl. S. 323, Anm. b) und S. 354 f., Anm. a). Santarelli nimmt Bezug auf Gerberts Besuch («V. Alt., è stata qui trà noi, non sono molto anni») und schreibt, er erinnere sich gut an dessen richtiges Urteil über die unglückliche Situation der Musik dieser Zeit, sowohl was die Kirche, wie was das Theater betreffe. Santarelli pflegte auch einen Briefwechsel mit Padre Martini (vgl. Anne Schnoebelen, *Padre Martini's Collection of Letters in the Civico Museo Bibliografico Musicale in Bologna. An annotated Index*, New York 1979) und war der Lehrer des jungen Muzio Clementi. Charles Burney, der sowohl mit Martini wie über einen Mittelsmann auch mit Gerbert in Kontakt stand, hatte ihn Ende September 1770 ebenfalls in Rom aufgesucht und erhielt von ihm einige Rara, darunter den ersten Band von Santarellis historischem Werk *Della musica del Santuario e della disciplina dei suoi Cantori* (im Brief an Gerbert: *Della musica sacra e della disciplina de' suoi professori*). Der Cavaliere verschaffte Burney ausserdem Einblick in die Vatikanische Bibliothek und in alle Kompositionen, welche in der Karwoche aufgeführt wurden, sowie in andere ungedruckte Kirchenmusiken von Palestrina, Benevoli oder Marenzio. Vom Miserere Allegris, über dessen Aufführungsweise Burney berichtet, übergab ihm der „Kapellmeister Seiner Päpstlichen Heiligkeit“ eine „echte richtige Abschrift“, wie er angesichts des weitgehenden Kopierverbots dieser heiliggehaltenen Komposition betont; bereits im Jahr darauf edierte er das Werk (in: *La Musica che si canta la settimana santa*, London 1771). Vgl. Charles Burney, *Tagebuch einer musikalischen Reise nach Frankreich und Italien, durch Flandern, die Niederlande und am Rhein bis Wien, durch Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Hamburg und Holland 1770–1772*, Wilhelmshaven 1980, S. 149 ff., bzw. Heidrich (wie Anm. 20), S. 41, 52.

Hasse (Sassone) und Pergolesi, später noch Jommelli (der bei P. Martini Kompositionsunterricht nahm) und Perez genannt, die übrigen hätten die Fundamente zugrunde gerichtet. Zur Begründung schreibt Santarelli, ein solches Musikstück käme quasi der Schönheit des heiligen Wortes gleich, da es voll göttlicher Eingebung sei und von jenem Ernst und jener Würde, die zur Sprache des heiligen Geheimnisses passe («Adesso eglino ci faranno sentire un pezzo di musica, che ugualierà quasi la bellezza del sacro testo, tanto egli è pieno di un estro tutto divino e di quella gravità e decenza, che conviene alla lingua dei divini oracoli»). Man glaubt sich nicht zufällig in die Diskussionen um die Kirchenmusik während des Tridentinischen Konzils versetzt, auch wenn man die Widmung an Papst Pius VI. liest, welche Gerbert der *Vetus liturgia alemannica* (1776) voranstellt und in der er nun ausdrücklich die seiner Ansicht nach notwendigen Reformen mit dem Rückgriff auf die mittelalterliche Tradition betreffend die Liturgie verknüpft:

Deinem warmen Eifer, heiliger Vater, verdanke ich grossenteils das Gedeihen der beiden kirchlichen Werke, welche ich ganz im Sinne deiner Worte unternommen, dass eine würdige Zierde und Pracht des Gottesdienstes besonders rührend und erhebend auf das Gemüt der Gläubigen wirke.

So sind der Kirchengesang und die Kirchenmusik hauptsächlich Beförderungsmittel der Andacht, aber leider sehen wir dieselben bei uns in Deutschland immer mehr verkommen, aus verkehrter Nachahmung der Italiener, welche hierin lieber dem weltlichen Geschmacke frönen, als sich nach der päpstlichen Capelle bilden wollen, wo die allein würdige Kirchenmusik jene der menschlichen Stimme zugelassen wird. [...]

Neben der Kirchenmusik erscheint die kirchliche Liturgie als wichtigstes Erbauungsmittel, daher habe ich zu Rom, an der ersten Quelle für solche Forschungen, hauptsächlich auch Schriften der Denkmäler über diesen Gegenstand gesammelt. Dazu gehören zunächst jene wundervollen Gebete oder Collecten des heiligen Ambrosius, wie der grossen Päpste Leo, Gelasius und Gregor, welche ich aus den ältesten Sacramentarien in ihrer ursprünglichen Gestalt ans Licht zu stellen gedenke, damit sie zur Hebung des Gottesdienstes und zu unserer Auferbauung dienen.⁵²

Mitten im Zentrum der katholischen Welt wird die Frage der Kirchenmusik schon längst im Sinne des Rückgriffs auf die Tradition verhandelt – man denke an die Enzyklika *Annus qui* von Benedikt XIV. –, von der Geschichte der päpstlichen Kapelle ausgehend und auf der Basis der mittelalterlichen Handschriften entwickelt auch Gerbert seine Argumentation, die sich mit derjenigen des Papstes deckt.⁵³ Würde und Heilig-

52 Hilger, *Martin Gerbert* (wie Anm. 38), S. 41.

53 Vgl. die Briefe Nr. 732, 1108 und den Antwortbrief Nr. 1162 von Pius VI., in: *Korrespondenz II* (wie Anm. 30), S. 124 ff., 528 f. und S. 577. Gerbert übersandte zweimal *De cantu*, wo er sich über den Niedergang der Kirchenmusik beklagt und wünscht, dass man auch den Choral wieder restituieren sollte. Der Papst lobt im

keit zeichnen sie aus, die sie von der profanen Sphäre abgrenzen, in ihrer Faktur hat sie jenen Forderungen zu genügen, wie sie die grossen Kontrapunktisten Palestrina, Zarlino und Fux vorgegeben haben und welche sich darin erfüllen – so Santarelli in obigem Brief –, dass sie eine nicht forcierte Harmonik, Kantilenen voll Natürlichkeit und Einfachheit, korrekt geführte Fugen und die Kunst, die heiligen Worte auszudrücken, beinhalten.⁵⁴ Diese an historischen und musikimmanenten Sachverhalten entwickelten Vorstellungen unterscheiden sich diametral von den mehrheitlich emphatischen,träumerisch-verklärenden Empfindungen von kunstliebenden Romreisenden, die sich vor allem in der Capella Sistina an Allegris *Miserere* entzündeten, die als «himmlische Sphären Musik», als wie der seit dem Mittelalter immer wieder beschworene Engelsgesang jene selige Begeisterung der Entrückung evozierte, welche die protestantische Auffassung einer «wahren» und heiligen Kirchenmusik so sehr beeinflussen sollte. Diese Art der römischen Kirchenmusik, die Musik eines Leo, Pergolesi, Piccini, Sacchini und Hasse, die nach Friedrich Reichardt «die innersten Tiefen der Kunst» kannten und so «das Schöne, Sangvolle» ausdrücken und Werke liefern konnten, die durch «Schönheit, Wahrheit, Ordnung und Vollendung den Kunstfreund ergötzen», wurden zur Voraussetzung für das Verständnis von Kunstreligion, denn in der Rückkehr zur «schönen edlen Simplicität» wurde wahre Kirchenmusik zur Kunst, die letztlich der Kirche nicht mehr bedurfte.⁵⁵

Die konservativen Tendenzen innerhalb der katholischen Kirchenmusikdiskussion standen im Zusammenhang mit den Reformbestrebungen – sehr weit vorangetrieben bei Joseph II. –, die im Zeichen aufklärerischen Gedankenguts eine auf Vernunft gegründete, bescheidenere, verinnerlichte Religionsausübung forderten, und sie riefen geradezu nach historischer Aufarbeitung. So wandte sich etwa Abt Johann Ignaz von Felbiger vom Augustiner-Chorherrenstift Sagan in Niederschlesien, der in Wien neue Schulbücher und einen neuen Katechismus einge-

Antwortschreiben den Rat, dass jene verführerische theatalische Musik, die mit ihrer trügerischen Süsse die Ohren umschmeichle und die Herzen zugrunde richte, von den Gottesdiensten ferngehalten werde: «[...] laudamus otimum scribendi consilium, ut illecebras theatalis musices, quae mulcet fallaci suavitate aures, animosque corrumpit, a sanctuario et divinis officiis avertas.»

- 54 Auch Martini analysiert und erläutert die Vorteile der alten Musik ganz konkret an den jeweiligen Beispielen von Palestrina u. a. in seinem *Esemplare o sia saggio fondamentale pratico di contrappunto sopra il canto fermo*, 2 Bde., Bologna 1774/75, Reprint Ridgewood/New Jersey 1965.
- 55 Vgl. dazu Heidrich, *Protestantische Kirchenmusikanschauung* (wie Anm. 20), S. 38–59, die diesbezüglichen Berichte datieren ab den 1780er Jahren; das Zitat aus Reichardts Magazin der Musik I,1, 570 ff., s. S. 57.

führt hatte, am 9. April 1774 an Gerbert, um ihn für sein geplantes Liederbuch um wissenschaftliche Begründungen zur Publikation deutscher Kirchenlieder zu bitten, zumal dieser Brauch bei den Luthernern ein Grund zur fleissigen Teilnahme an den Gottesdiensten sei.⁵⁶ Er wollte wissen, von welcher Zeit her man Beweise der Gesänge in der Muttersprache beim öffentlichen Gottesdienst hätte und wo man sie finde; welches eigentlich die Gesänge gewesen, welche die katholischen Christen älterer Zeiten gebraucht hätten; wie sie sich derselben bedient und wie besonders der Gottesdienst auf dem Lande feierlich begangen wurde, ehe der Gebrauch der Orgeln aufgekommen sei, und er fragt nach der ursprünglichen Veranlassung zu der heutigen, weder in den Städten noch in den Dörfern sehr erbaulichen figurierten Kirchenmusik. Sein Argument, dass Figuralmusik nur zum Vergnügen der hohen Herren und zu Repräsentationszwecken an fürstlichen und geistlichen Höfen gepflegt würde,⁵⁷ wird auch von Gerbert unterstützt. In Bezug auf die deutschen Lieder antwortete ihm Gerbert, er habe in der Historie nicht so viel aufgezeichnet gefunden, dass er seine Fragen ausführlich beantworten könne. Es diene jedoch hierzu alles, was er von dem allgemeinen Gesang des Volks in der Kirche geschrieben habe, besonders aber im ersten Kapitel seines ersten Buchs. Er trachte selbst, in den Landkirchen den deutschen Gesang einzuführen, und er empfiehlt ihm, wenn er schon in Wien sei, könne er «zu Kloster-Neuburg den über 500 Jahre alten Codex beliebig einsehen, wo doch der Gesang *Christ ist erstanden* zu lesen. Es seind noch mehr derlei Teutsche Gesänge weit älter als Luther; und dieser hat, wie E. Hw. wohl anmerken, vieles von unseren beibehalten und geändert.» Er verweist auch auf den Erfolg, den die Calvinisten durch ihre Lieder zur Ausbreitung ihrer «Irrlehre» bewirkt hätten. Deshalb hätte man auch bei den Katholiken die Gesänge in der Muttersprache nicht verworfen, «wie ich beweise in dem dritten Buch, so noch unter der Press liegt».⁵⁸ Er liefert dem Fragesteller also hochaktuelle unveröffentlichte Forschungsergebnisse, um ihn in seinen Bestrebungen zu unterstützen, die auch diejenigen Jose-

56 Korrespondenz II (wie Anm. 30), Nr. 644, S. 17–19.

57 Ebd., S. 18: «Große Herrn und besonders Geistliche, die sich zu ihrem Vergnügen [...] Kapellen hielten, wollten sie doch auch solche durch den Gebrauch den Gottesdienst heiligen oder manche vielleicht auch sich die Zeit, welche sie amts wegen in der Kirche zubringen mußten, auf eine angenehme Art verkürzen. Dazu diente denn die figurierte Musik freilich sehr gut, ungeachtet sie im Grunde, so wie sie wenigstens jetzt insgemein im Brauche ist, der Andacht mehr hinderlich als beförderlich wird.»

58 Brief Gerberts von Mitte Mai 1774, *Korrespondenz* II, Nr. 648, S. 24–26. Es wird zwar nicht klar, welche Stelle er meint.

phs II. waren, der den kirchlichen Volksgesang förderte, die festlichen Instrumentalmessen dagegen beträchtlich einschränkte, wenn auch mit unterschiedlichem Erfolg.⁵⁹

Seine eigene Position, gerade was die Klöster in gemischt-konfessionellen Gegenden betraf, brachte Gerbert dezidiert in einem Brief an Abt Romuald Weltin nach Ochsenhausen vom 27. April 1775 in Anschlag:

Mich erfreuet inniglich, dass E.f.Gn. ein Gefallen an meinem Werk *De Cantu* etc. tragen. Ich wünsche nichts sehnlicheres, als etwas von dem zu erzielen, wegen welchem ich diese Historie von der Kirchenmusik mit vieler Mühe und Arbeit beschrieben habe, um dadurch den erstaunlichen Mißbrauch in dieser Sache vor Augen zu legen, welcher meines Erachtens der größte in unser Kirchendisciplin ist; und dieses besonders in denen Klösteren, welches in Schwaben, wo man unter Protestanten untermischet ist, welche bei weitem nicht so in diesem Stuck excedieren als wie die Katholiken und Religiosen, nicht anderst als anstößig sein kann. Ich habe hier immer Krieg mit meinen Musikanten, und würfe ihnen zuweilen ihren Kram ins Feuer, habe ihnen auch die Kapitel, welche eigentlich von der Disciplin des Gesanges in dem ersten, mittlern und letzteren Alter der Kirchen handeln, über Tisch lesen lassen, und im Kapitel noch eine Brühe darüber gemacht, welches endlich und endlich etwas verfangen thuet. Allein seind halt die mehreste Kompositionen schon so zum Tanzen und Springen eingerichtet, mehrenteils von jungen Geistlichen und Studenten sogenannten Gassenhauer verfertiget. Die von einem Caldara, [Gunther] Jacobi, Eberlin⁶⁰ etc. mannlich gemachte werden unter die alten Kartetschen geworfen⁶¹ oder auf der Post da-

59 Vgl. z. B. Hans Hollerweger, «Der Einfluss der Aufklärung auf Liturgie und Kirchenmusik», in: *Viertes Symposium Mozart und die geistliche Musik* 1991, Brixen 1992, S. 9–23.

60 Zu den Komponisten gegenwärtiger Zeit äussert er sich auch in *De Cantu*, so z. B. zu Zach bzw. Eberlin: «[...] celebris Johannes Zach [...] qui praestantissimum suae gentis characterem sine peregrini Italiae styli admixtione egregie expressit: veluti etiam Ernestus Eberlin musurgus insignis omnino, in cuius laude sufficere potest, quod de eo Fridericus Marpurg refert.» In der Anmerkung übernimmt er dann eine Einschätzung von Marpurg, der Eberlin hoch einschätzt, denn «wenn jemand den Namen eines gründlichen wohlfertigen Meisters in der Setzkunst verdienet, so ist es gewis dieser Mann» (*De cantu* II, S. 371).

61 Die Aussage erinnert an Mozarts Ausspruch zur «wahren» Kirchenmusik im Brief vom 12. April 1783 an seinen Vater: «wenn es wärmer wird, so bitte ich unter dem dache zu suchen, und uns etwas von ihrer kirchenMusik zu schicken; – sie haben gar nicht nöthig, sich zu schämen. – Baron van swieten, und Starzer, wissen so gut als sie und ich, daß sich der Gusto immer ändert – und aber – daß sich die Veränderung des gusto leider so gar bis auf die kirchenMusic erstreckt hat; – welches aber nicht seyn sollte – woher es dann auch kommt, dass man die wahre kirchenMusik – unter dem dache – und fast von würmern gefressen – findet.» (Bauer-Deutsch, *Briefe und Aufzeichnungen* III, Nr. 739, S. 264, Z. 12–18) Gerbert dürfte Gottfried van Swieten, den königlich-kaiserlichen Hofbibliothekar in Wien, gekannt haben, in zwei Briefen jedenfalls fällt sein Name (*Korrespondenz* II, wie Anm. 30, Nr. 1077, S. 498, und Nr. 1095, S. 517).

her gemacht, daß nur der Violinist sein Rockis Bockis geschwind wie der Wind recht zeigen, der Vokalist aber seine Gurgel zum waschen und der Blasinstrumentist seine mit Feld- und Waldmusik ermüdete Zunge, Lungenblätter und Lefzen zum anfeuchten recht zurichten kann, dem Zuhörer aber mit allem Gewalt alle Aufmerksamkeit benommen und die Andacht mit ganzem Fleiß gestört werde, gleich als wären die Musikanten von dem Bösen, behüet uns Gott, angestellet, den wahren Gottesdienst zu verderben, den Tempel Gottes, wo Christus in dem heiligen Sakrament gegenwärtig und in der heiligen Mess aufgeopferet wird, zu entheiligen, zu einer Schaubühne oder wohl gar Tanzplatz zu machen. [...]⁶²

Was ihm als ideale Kirchenmusik vorschwebte, lässt sich an seiner (wahrscheinlich) eigenen *Missa in Coena Domini* für den Gründonnerstag ablesen, die er an den Schluss von *De cantu* gestellt hat.⁶³ Alle Sätze ausser dem dreistimmigen *Benedictus* sind doppelchörig angelegt und fast durchgehend in einem einfachen, kompakt-homophonem Stil gehalten. An den entscheidenden Stellen erscheinen jedoch durchaus die zu erwartenden rhetorischen Kunstgriffe. Von der angestrebten Klangpracht her gesehen ist das *Gloria* am aufwendigsten, da es drei Orgeln (zwei *ad libitum*) vorsieht. Insofern repräsentiert diese Messe durchaus das erhabene Pathos, wie es etwa auch das von Reichardt in seinem *Musikalischen Kunstmagazin* veröffentlichte *Cor mundum* von Leonardo Leo für zwei Chöre oder das Chorstück *Vor Dir, o Ewiger, tritt unser Chor zusammen* von Schulz verkörpert, nach Reichardt «ein Muster andachtsvoller Bewunderung und freudiger Anbetung». Er hebt besonders die Stelle «wir stehen mit tiefem Schauer vor deiner Majestät» hervor, zu der er zwar im Einzelnen nichts sagen will, denn: «weh dem, der nicht fühlt!» – die jedoch zu jenen gehöre, welche «die höchste Simplicität im Gesang, Harmonie und Rhythmus» am «allertreffesten und tiefdurchdringensten» ausdrückten.⁶⁴ Ob Gerbert in seiner leider

62 Korrespondenz II (wie Anm. 30), Nr. 719, S. 110f.

63 Martin Gerbert, *De cantu et musica sacra a prima ecclesiae aetate usque ad praesens tempus* (1774) (= Die grossen Darstellungen der Musikgeschichte in Barock und Aufklärung 4), hrsg. und mit Registern versehen von Othmar Wessely, 2 Bde., [Reprint] Graz 1968, Bd. II, Anhang S. 1–112. Vgl. dazu Albert Raffelt, *Das Graduale in Martin Gerbers «Missa in Coena Domini»*, <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/374/pdf/graduale-fda.pdf>.

64 Vgl. Johann Friedrich Reichardt, *Musikalisches Kunstmagazin*. Zwei Bände in einem Band, Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Berlin 1782–1791, Hildesheim 1969, S. 179–193, Zitate S. 193. Die Kirchenmusik, für welche diese Musterbeispiele (dazu noch Kirnberger und Händel) stehen, die für ihn den «wahren, edlen Charakter der Kirchenmusik» verkörpern, hat letztlich den Zweck, das Gefühl zu veredeln, «daß sie [die Seele] freudiger, stärkender werde, und jede Seele zu reinem Wohlklang erbebe, durchs Leben hin sanft nachtöne und so den Allgewaltigen und Allliebenden durch ein reines, heiliges Leben singe». Wo gelinge dies besser als im Tempel des Herrn, wo alles auf Erhebung der Seele

nicht erhaltenen Antiphon *Ecce sacerdos magnus* nicht auch diese «gewaltige Wirkung» kühn forschreitender Akkorde angestrebt hat, die Palestrinas Gloria aus der Doxologie des *Magnificat tertii toni* in Reichardts Interpretation auszeichnete, das sich auch Beethoven abgeschrieben hat?⁶⁵ Ein Bericht von der Einweihung der neuen Stiftskirche erwähnt, dass dieser Einleitungsversikel (um den es sich wohl handelt) im Falsobordone und von seiner Fürstlichen Gnaden auf den Akkord der Glocken mit Abwechslung der Trompeten gesetzt war, in ihrem Stil also der Intention des Architekten genau entsprach. «Jedermann bewunderte diesen majestätischen Gesang ganz außerordentlich.»⁶⁶

42 GRADUALE.

43

Grave. p.

Christus factus est pro nobis obediens

Grave. p.

Christus factus est pro nobis obediens

L 2

Abb. 5: Graduale Christus factus est, Anhang zu *De cantu et musica sacra*, S. 42–43

Aus dem Briefwechsel lassen sich weitere Vorlieben des Fürstabts eruieren, so soll er gegenüber Philipp Karl von Wessenberg offenbar einmal das Verlangen geäussert haben, mehrere Musicalia des berühmten Hasse

abzwecke? (S. 179) Vgl. auch Franziska Seils, «Johann Friedrich Reichardt und das Ideal der «wahren» Kirchenmusik», in: *Johann Friedrich Reichardt (1752–1814). Komponist und Schriftsteller der Revolutionszeit* (= Schriften des Händel-Hauses in Halle 8), S. 67–71.

65 Ebd., S. 19. Vgl. auch Reinhold Schlötterer, *Der Komponist Palestrina. Grundlagen, Erscheinungsweisen und Bedeutung seiner Musik*, Augsburg 2002, S. 297f.

66 Vgl. Hilger, *Martin Gerbert* (wie Anm. 38), S. 40.

zu bekommen, was dieser erfüllte: Namentlich erwähnt sind die Oratoren *Elena al Calvario* und *Conversione di S. Agostino*.⁶⁷ Der in der Innerschweiz wirkende Komponist Konstantin Reindl (1738–1799), der Gerberts *De cantu* gelesen hatte, sandte ihm aus Luzern am 20. Juli 1786 sechs Quartette, die zwar «nicht für einen so erhabenen Kenner und fürstlichen Tonkünstler», sondern für Liebhaber gesetzt seien.⁶⁸ Und Christian Friedrich Daniel Schubart, der *De cantu et musica sacra* ebenfalls studiert hatte und Gerberts tiefe Gelehrsamkeit und reifes Urteil bewunderte, schickte ihm am 30. Mai 1788 aus Stuttgart «auf Ansuchen meines Freundes Reichardt, des verdienstvollen preussischen Kapellmeisters, beiliegende Totenmusik auf Friedrich den Grossen»,⁶⁹ den *Cantus lugubris in obitum Friderici Magni*, aufgeführt bei den Trauerverfeierlichkeiten am 9. September 1786 in Potsdam.⁷⁰ (In Klammern: 1783 war Reichardt über Zürich nach Italien gereist, was seiner Palestrina-Verehrung neue Nahrung gab; zurück kehrte er über Wien und traf dort Gluck, den auch Gerbert in Wien kennen gelernt hatte.⁷¹)

Als Nicolai 1781 in St. Blasien weilte, wurde dort gerade eine Messe von Domenico Scarlatti aufgeführt, wozu auch die schöne Orgel – die letzte von Silbermann – ertönte, die ihn an den silbernen Ton der Orgel in der Frauenkirche zu Dresden erinnerte – nicht verwunderlich, stammte sie doch auch von Gottfried Silbermann. Er lobt an ihr, dass sie nicht aus «Abschnitzeln italiänischer komischer Opern zusammengesetzt» war, obwohl aber weder die Spieler noch die Sänger eben vorzüglich gewesen seien, «so that doch der ernste und so feyerliche als simple Gesang dieser alten Musik eine dem feyerlichen Zwecke ange-

67 Korrespondenz II (wie Anm. 30), Nr. 1190, S. 611, im Spätherbst 1781.

68 Briefe und Akten II (wie Anm. 30), Nr. 288, S. 229f.; zu Reindl vgl. Wilhelm Jerger, *Constantin Reindl (1738–1799). Ein Beitrag zur Musikgeschichte der deutschen Schweiz im 18. Jahrhundert* (= Freiburger Studien zur Musikwissenschaft 6), Freiburg/Schweiz 1955.

69 Briefe und Akten II (wie Anm. 30), Nr. 383, S. 303. Da er u.a. sich «auch ein so großes und entschiedenes Verdienst um die Musik erworben haben, so ist es meinem Freunde nicht zu verargen, wenn er nach Höd. Beifall geizet». Von Gerbert erbat er sich gleichzeitig die *Scriptores ecclesiastici*, da dieses Werk noch nicht in die hiesigen Buchläden gekommen sei.

70 Text: «Quem virum antheroa patrem / Welch' ein Mann, Welch' ein Held» für 4 Solostimmen, Chor und Orchester, Partitur Berlin 1787 (RISM R 820), vgl. Hans-Günter Ottenberg; Hartmut Grimm, Art. «Reichardt», in: *MGG2*, Personen-teil, Bd. 13, Sp. 1471–1488.

71 Zur Freundschaft zwischen Gerbert und Gluck vgl. Schlichtegroll, *Musiker-Nekrologe* (wie Anm. 38), S. 73, bzw. Korrespondenz II, S. 393, Anm. 2: Gerbert war in der ersten Hälfte 1763 und wieder von Okt. 1772 bis Jan. 1773 in Wien, wo er ihn kennengelernt haben könnte.

messene Wirkung».⁷² Wahrscheinlich handelte es sich um die Messa breve *La stella*, deren Sätze Credo, Sanctus und Agnus im *stile antico* bzw. *stile more vetero* gehalten und ihrer Faktur gemäss in der Abschrift im Archiv von Santa Maria Maggiore in Rom auch in alter Notation aufgezeichnet sind. Sie ist mit einiger Sicherheit in die Zeit von Scarlattis Rom-Aufenthalt um 1708 zu datieren.⁷³ Auch in der kirchlichen Musikpraxis bevorzugte Gerbert offensichtlich Werke des alten Kirchenstils, die aber, gerade im Falle Scarlattis, wahrlich nicht einfach zu singen waren.

Die ausgesprochen in die Vergangenheit gerichtete Haltung spiegelt sich auch im Briefwechsel, dessen wohl grösster Teil der historischen Forschung gewidmet ist. Der Kreis seiner Briefpartner war riesig und prominent, seine Verbindungen zu anderen Klöstern bildeten eines jener für die Aufklärungszeit typischen Netzwerke – eine eigentliche Forschungscommunity, die den Vergleich mit anderen Fachzirkeln nicht zu scheuen brauchte, ja mit diesen durch vielfältige Kanäle «verlinkt» war –, und die auch wissenschaftsgeschichtlich von hohem Interesse sein könnte. Zu erwähnen wären etwa Johann Georg Schlosser, Jurist, Historiker, Staatsmann, politischer und philosophischer Schriftsteller der Aufklärung und Schwager von Goethe; August Ludwig von Schlözer, Staatsrechtler, Publizist, Philologe, Statistiker und Historiker, als erster Verfasser einer Universalgeschichte einer der Gründungsväter der Geschichtswissenschaft, der in einem systematisierenden Vernunftblick «die Weltbegebenheiten im Zusammenhange durchdenken» wollte;⁷⁴

72 Nicolai, *Beschreibung einer Reise* (wie Anm. 1), S. 77.

73 Vgl. Domenico Scarlatti, *Messa breve «La stella» à 4 voci con ripieno ed organo*, hrsg. von Hans-Jörg Jans, Partitur, [Stuttgart] Carus 40.698, bes. das Vorwort (1988).

74 August Ludwig Schlözer, *Vorstellung seiner Universal-Historie* (1772/73). Mit Beilagen, neu hrsg., eingel. und komm. von Horst Walter Blanke (= Wissen und Kritik. Texte und Beiträge zur Methodologie des historischen und theologischen Denkens seit der Aufklärung 11), Waltrop 1979. Das Hauptproblem lag in der Methodisierung der narrativen Synthese der quellenkritisch ermittelten Sachverhalte, vgl. S. 44f.: «Einzelne Facta oder Begebenheiten sind in der Geschichtswissenschaft, was die kleinen farbigen Steinchen in der mosaischen Malerei. Der Künstler durch geschickte Austheilung vermischt und ordnet sie, schliesst sie genau an einander, und bringt dadurch dem Auge ein fertiges Gemälde auf einer schnurgleichen und ununterbrochenen Fläche entgegen. Die Kritik gräbt diese Facta aus Annalen und Denkmälern einzeln aus, (die Voltaires machen sie selbst, oder färben sie wenigstens): die Zusammenstellung ist das Werk des Geschichtsschreibers. Wenn Einheit in dem ganzen Plane der Zusammenstellung herrscht, so gewinnt die Universalhistorie ein wissenschaftliches Ansehen, so wird sie zur Würde der Epopée erhoben. Die besondere Art dieser Zusammenstellung macht die Methode der Universalhistorie aus. Diejenige Weltgeschichte ist die beste, die die

Johannes von Müller, befreundet mit Herder, Schweizer Geschichtsschreiber, Hofbibliothekar in Mainz und Anreger der *Monumenta Germaniae Historica*;⁷⁵ Johann Caspar Lavater in Zürich, Theologe, Verfasser der *Physiognomischen Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* (1775–78); oder Kardinal Giuseppe Garampi, als Historiker Präfekt der päpstlichen Archive und ab 1776 Nuntius am Kaiserhof in Wien; und *last but not least* Papst Pius VI., der die antiken Schätze des Vatikans erstmals dem Publikum zugänglich machte, der selbe notabene, der 1782 als erster Papst nach Wien reiste, um dem aus seiner Sicht etwas zu sehr vom Geist der Aufklärung und der Idee des Staatskirchentums angekränkelten Kaiser Joseph II. ins Gewissen zu reden, und der sein Leben als schwerkranker Gefangener Napoleons 1799 in Frankreich beschloss.⁷⁶ Nichts könnte den dramatischen Machtverlust der katholischen Kirche besser illustrieren als die Absetzung des Papstes als Staatsoberhaupt und die Besetzung der Ewigen Stadt durch französische Truppen im Jahre 1798.⁷⁷ Doch noch vor diesem historisch so bedeutsamen Einschnitt namens ‹Revolution›⁷⁸ mit ihrem innovativen Trend hatten Denker und Forscher im Zeichen der Spät- aufklärung in verschiedensten Gebieten die systematischen Grundlagen einer neuen Wissenschaftlichkeit gelegt, das heisst – wie im Falle des Fachs Geschichte – Wissenschaft im modernen Sinne als eines Erkenntnisprozesses, basierend auf den Regeln empirischer Forschung und auf

meisten zweckmäßig gewählten Facta enthält. Diejenige Methode der Weltgeschichte ist die beste, die den Lernenden die Einsicht in den Zusammenhang aller dieser Factorum am leichtesten macht; die ihm, mit dem mindesten Aufwande von Gedächtniskraft, den allgemeinen Blick verschaffet, der das ganze umfaßt.»

75 Er dankt am 6. August 1785 aus Bern für die Aufnahme in St. Blasien, vgl. Brief Nr. 254, in: *Briefe und Akten* II (wie Anm. 30), S. 192 ff.

76 Auf dessen Spuren wandelte noch der heutige Papst Benedikt XVI., als er im September 2007 Wien besuchte, wo ihm ein Zeremonialprotokoll zum Besuch von Papst Pius VI. vorgelegt wurde. Dieser war in der Hofburg in den Gemächern der verstorbenen Kaiserin Maria Theresia untergebracht, wo sich heute der Amtssitz des österreichischen Bundespräsidenten befindet. Am Ankunftstage (22.3. 1782) wohnte er einem von der Hofmusik abgesungenen Te Deum bei. Vgl. http://www.esta.gv.at/site/cob_24668/5164/default.aspx.

77 Zu Pius VI. vgl. Reinhard Barth; Friedemann Bedürftig, *Päpste*, München 2000, S. 270 f.

78 Der Begriff wird als Grundbegriff der Moderne erst seit der französischen Revolution in seiner Komplexität zusammengefasst und damit üblich, vgl. das Kap. «Revolution als Begriff und Metapher. Zur Semantik eines einst emphatischen Worts» bei Reinhart Koselleck, *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt a. M. 2006, S. 240 ff.

diskursiver, rationaler Argumentation, überhaupt erst begründet,⁷⁹ die das Menschenbild tiefgreifend verändern sollten. Und es waren diese illustren Namen, mit denen Gerbert direkt brieflich oder indirekt über die Forschungsliteratur verbunden war.

Nicht allein, sondern gemeinsam mit Bischof Würdtwein aus Worms hatte Gerbert in Anlehnung an die *Gallia Christiana* in Frankreich das weitgespannte Projekt der *Germania sacra* initiiert (am 27. November 1780 ist es in einem Brief des Marschalls von Zurlauben erstmals erwähnt),⁸⁰ das die Erforschung der Geschichte der Klöster in den einzelnen Kirchenprovinzen zum Ziel hatte und dessen Plan offenbar in einem *prospectus* festgehalten war.⁸¹ Vorgesehen waren verschiedene Bearbeiter, für eine Klostergeschichte der Schweiz engagierte er Pater Mauritz van der Meer aus dem Kloster Rheinau.⁸² Dieses Gemeinschaftsprojekt begründete er damit, dass man auf eine perfektere Geschichte hoffen könne, als wenn ein einziger das ganze Unternehmen zu tragen hätte – «on pourrait espérer une histoire parfaite qu'on ne peut pas espérer, si un seul entreprend l'entier»:⁸³ eine weise Entscheidung angesichts der noch unübersehbaren Fülle an Originaldokumenten. Die Quellensammlung mit ihren durchaus patriotischen Implikationen wurde von katholischer Seite damit begründet, dass aus vielen einzelnen Stücken «endlich jener ganze historische Körper unseres Vaterlandes entstünde», jenes «heilige Deutschland»,⁸⁴ das dann im Zuge der

79 Zum Verwissenschaftlichungsprozess des historischen Denkens vgl. Jörg Rüsen, *Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur*, Frankfurt a.M. 1993.

80 Nr. 1121, in: *Korrespondenz* II (wie Anm. 30), S. 539.

81 Vgl. Brief Nr. 143 von Zurlauben, *Briefe und Akten* II (wie Anm. 30), S. 112, der auch die Unterschiede zum französischen Projekt hervorhebt: «Je vois par le «prospectus» que vous m'envoyés que les auteurs qui travaillent à la *Germania sacra*, connaissent les secours qu'ils peuvent tirer de Msgr. Garampi. J'envoy ce prospectus a. M. l'abbé de Leger, à qui surement il fera plaisir. C'est un des plus habiles bibliographes que nous ayons, et il est charmé de contribuer à tous les travaux littéraires utiles. La *Germania sacra* me paraît concus sur un des plans bien plus étendu que la *Gallia Christiana*, qui, à dire vrai, n'est autre chose que le catalogue chronologique des évêques et des abbés, sans détails suffisants sur leurs vies, dont on ne rapporte les faits, qu'autant qu'ils sont appuyés sur des titres qui en fournissent la date. Il résulte de-là, qu'il y a souvent des faits importants passés sous silence, et que les développements manquent par tout.» Zusammenhänge herzustellen war ihnen offensichtlich wichtig.

82 Brief Nr. 1127, in: *Korrespondenz* II (wie Anm. 30), S. 544.

83 Brief an Zurlauben, *Korrespondenz* II (wie Anm. 30), Nr. 1127, S. 544.

84 Vgl. die Rezension des 1. Bandes von *Historia nigrae silvae* (1783) in der Banzer Zeitschrift 6. 2 [1785], zit. nach Raggensack, «Harmonie und schwesterliche Einheit» (wie Anm. 19), S. 147: «Nur ein kleiner Behuf und Beytrag zu jenem gros-

Abwehr der Napoleonischen Kriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Rückgriff auf alles Alt-Deutsche und der Verklärung von mittelalterlicher Geschichte Konturen gewinnen und in den *Monumenta Germaniae Historica* die Grundlagen einer deutschen Nationalgeschichte erhalten sollte, nun jedoch bearbeitet durch eine institutionalisierte Geschichtsforschung unter der Obhut eines säkularen, sich auch politisch formierenden Staates.⁸⁵ Beide Unternehmen waren echte Langzeitprojekte, die Generationen von Historikern bis in die Gegenwart beschäftigen sollten. *Germania sacra* existiert nach den ersten, bis 1803 erschienenen vier Bänden wieder seit 1917 (mit acht Bänden Alte Folge) bzw. seit 1956 als Serie von Handbüchern über das gesamte gedruckte und ungedruckte Quellenmaterial und die Literatur der deutschen Bistümer, Domkapitel, Kirchen und Klöster des Alten Reiches (bis 1803/06); 2007 erschien der 50. Band der Neuen Folge, welcher den Bistümern der Kirchenprovinz Köln gewidmet ist.⁸⁶ Aus der notwendigen Koordination der Teilprojekte resultierte ein intensiver Briefverkehr um mittelalterliche Archivalien und Handschriften, aus der die erstaunliche Reichweite und Tiefenschärfe der immer wieder diskutierten Erkenntnisse, aber auch die Schwierigkeiten abzulesen sind, die einem solchen Mammutunternehmen innwohnen.

Der an vorderster Front in die Arbeiten an der *Germania sacra* mit-einbezogene, aufgrund seiner historisch-bibliophilen Interessen wie seiner Glaubensüberzeugung dem Geschichtsforscher und Menschen Gerbert denn auch am nächsten stehende Korrespondenzpartner war ein eigenwilliger, standesbewusster Alteidgenosse: Marschall Beat Fidel von Zurlauben aus Zug, der letzte seines adeligen Geschlechts, Söldner-general und Büchernarr,⁸⁷ den er erstmals nach dem Klosterbrand 1770 in Paris wegen eines Sakramentars von Solothurn anschrieb und mit dem der enge briefliche wie persönliche Kontakt bis 1791 nicht mehr

sen und weitschichtigen Werk: Das heilige Deutschland. Es könnte vielleicht dies kleinere Werk manchen unserer gelehrten Patrioten zur Aufmunterung dienen, dass jede Geschichte seines Landstriches, in dem er wohnt, so bearbeitet, und sodann aus vielen einzeln Stücken endlich jener ganze historische Körper unseres Vaterlandes entstünde. Dies ist ein Wunsch; aber wir glauben mit Zuversicht, das er nicht leer und fruchtlos seyn werde.»

85 Vgl. Annette Kreutziger-Herr, *Ein Traum vom Mittelalter. Die Wiederentdeckung mittelalterlicher Musik in der Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 2003, S. 39, bzw. kritisch aus Sicht der Wissenschaftsgeschichte speziell zu den MGH Valentin Groebner, *Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen*, München 2008, S. 68–72.

86 Vgl. die Homepages <http://www.mgh.de/> bzw. www.germania-sacra.mpg.de/.

87 Vgl. u. a. die Biographie von Ursula Pia Jauch, *Beat Fidel Zurlauben 1720–1799. Söldnergeneral & Büchernarr*, Zürich 1999.

abreissen sollte, der letzte Brief Zurlaubens ist vom 20. Januar 1791 datiert.⁸⁸ Dessen in den Pariser Jahren aufgebaute und nach der Rückkehr in die Schweiz vermehrte Privatbibliothek von schliesslich rund 10'000 Bänden (darunter die *Acta Helvetica* mit etwa 35'000 Dokumenten), die er eigentlich dem Kloster St. Blasien vermacht hatte, wurde nach seinem Tod 1799 als wertvolles Kulturgut von der neuen Helvetischen Republik sequestriert, kam auf Umwegen nach Aarau und bildet seit 1803 den Grundstock der Aargauer Kantonsbibliothek. 1807 wurde aber auch das Kloster St. Blasien aufgehoben, seine Bibliotheksbestände konnten immerhin zu einem schönen Teil nach St. Paul im Lavanttal in Kärnten gerettet werden, wo sie sich noch heute befinden.⁸⁹ Im Kloster hielten zunächst eine Gewehrfabrik und Baumwollspinnerei Einzug, 1874 brannte die Kirche wiederum ab, die Kuppel stürzte ein und wurde erst 1910 wieder eingebaut, 1983 war die Renovation des von Gerbert erdachten Ideenkunstwerks schliesslich abgeschlossen, das heute noch dasselbe Erstaunen wie nach seiner Errichtung auslöst. Was wäre, wenn – eine an sich müsige Frage in der Geschichtswissenschaft, die sich hier indes aufdrängt – wenn die beiden, die nicht über ihren eigenen geschichtlichen Horizont blicken konnten, dies alles gewusst hätten? Geahnt haben sie sie, «die Schatten der Zukunft»!⁹⁰ Ihre Welt – eine Welt der ständisch gegliederten Ordnung, der religiösen Gewissheiten, der Liebe zu den Künsten und Wissenschaften – brach in der Revolutionszeit endgültig zusammen, der Pessimismus auch Gerberts war abgrundtief:

Das Ansehen und Macht der Kirche ist so weit herabgesunken, daß der ehemalige Lehrsatz von den 2 voneinander unabhängigen Mächten (der Kirche nämlich und dem Staat) bereits nicht mehr wahr ist und die erste dem letzten beinahe wie eine Dienstmagd unterworfen wird, und daß das katholische Kirchen-System bereits umgestürzt zu sein scheint. [...] Bei diesen ohnehin aeusserst kritisch- und gefahrvollen Zeiten, wo der Unglaub, die Freidenkerei, die Zügellosigkeit öffentlich auftreten, wo sich dieselbe selbst bei öffentlichen Lehranstalten und Universitäten einschleichen, waren die meisten Klöster beinahe noch die

88 *Briefe und Akten* II (wie Anm. 30), Nr. 497, S. 388, in welchem er ihm eine Anekdote zu Voltaire berichtet. Am Schluss schreibt er: «Je continue a lire a la lueur de la lampe d'Epictete [einem Stoiker, um 50–um 130], mais d'Epictete chretien. Je ne regrette pas mes années; mais je regrette infiniment de n'être pas dans une plus grande proximité de saint Blaise.»

89 Eine Parallelie gibt es in dieser Hinsicht bei Padre Martini: Ein Jahrzehnt nach seinem Tode wurde Bologna von den Franzosen besetzt, die Angehörigen seiner Ordensgemeinschaft mussten Kirche und Kloster von S. Francesco verlassen. Die wichtigsten Bestände wurden dadurch gerettet, dass Martinis Schüler Stanislao Mattei, den er zu seinem Nachfolger und Erben erklärt hatte, die kostbarsten Bände mit sich nahm. Vgl. Stadelmann, *Fortunatissime Cantilene!* (wie Anm. 21), S. 4 f.

einige Zufluchtstätte, sowohl der Unschuld als der wahren Religion, wenn aber auch diese durch einen schlecht gebildeten und verderbten Nachwuchs verunstaltet, oder wie zu besorgen, gar unterdrückt werden, welche traurige Aussichten breiten sich über die Zukunft aus?⁹¹

Gerbert hatte angesichts des Niedergangs der christlichen Religion – für ihn ging ihr Tausendjähriges Reich zu Ende – bereits vor seinem Schlaganfall am 11. November 1784 den Plan gefasst, in einem letzten Werk die Summe seines theologischen Denkens zu ziehen, wozu er mit einem anderen Schweizer, dem Zürcher Antistes Johann Jakob Hess, Kontakt aufnahm.⁹² Er bat ihn, dessen *Versuch von dem Reiche Gottes* (1774) er kannte, um Rat und um Literaturvorschläge. Hess empfahl

-
- 90 Zurlauben in einem Brief vom 5. Jan. 1790 (*Briefe und Akten* II, Nr. 467, S. 367 f.): «[...] Grand Dieu! Quelle année 1790! Quest ce quelle amenera! Je voudrais bien lire son horoscope. Il me semble, que je vois le combat entre Goa et Magog, ou (dans un style moins prophétique) le combat entre despotisme et l'anarchie. – Quelles revolutions extraordinaires et subités. Il n'y a pas quatre ou cinq ans, que toutes les gazettes et tous les journaux crierent: «Le siecle n'est pas favorable aux républiques; le siecle les verra toutes ecrasées». Et tout d'un coup c'est tout le contraire. – Tout d'un coup c'est le tour des thrones pour trembler! [...] Je tire le rideau sur mes autres reflexions. Je les soumets d'avance respectueusement à V.A. et à sa profonde pénétrations. Votre excellent traité, Ecclesia militans, perce les *Tenebres de l'avenir*. Ma philosophie est presqu'en deroute, et pour être etayée elle auroit grandement besoin de l'énergie morale des conseils de V.A.» [Hervorhebung durch die Autorin].
- 91 Gerbert an den Fürstbischof Maximilian Christoph von Rodt von Konstanz am 3. März 1792, in: *Briefe und Akten* I (wie Anm. 30), Nr. 217, S. 267f. Noch drastischer äussert er sich gegenüber Baron von Sumerau, Präsident der Regierung in Freiburg, am 1. Januar 1793 (Nr. 233, S. 281): «Der unbefangene Religionseifer, der E. Exc. beseelt, ist mir Bürge dafür, dass Selbe den notwendig folgenden Umsturz dieser Stiftungen [es ging um die Sicherung des Prälatenstandes] mit ganz anderen Augen als die heutige so zahlreiche und für diesen Zerfall so geschäftige Philosophenschaar betrachten. Die Erfahrung überzeugt Selbe, dass die Stifter und Klöster bei der heutigen unglaublichen Zeit beinahe die einzige Stütze der Religion, folglich auch der Staaten seien, da ohne Religion kein Staat bestehen kann, wie leider das schauderhafte Beispiel Frankreichs nur zu laut beweiset, aus welchem sich die Absichten dieser Afterphilosophen ohne Widerrede zum warnenden Beispiele an Tage leget.»
- 92 Vgl. Brief Nr. 60 vom Nov./Dez. 1782 bzw. Brief Nr. 305 an Zurlauben, Ende Dezember 1786, in: *Briefe und Akten* II (wie Anm. 30), S. 51 und 241. Zu Hess bzw. Gerberts chiliastischer Haltung vgl. Friedhelm Ackva, *Johann Jakob Hess (1741–1828) und seine Biblische Geschichte. Leben, Werk und Wirkung des Zürcher Antistes* (= Basler und Berner Studien zur historischen und systematischen Theologie 63), Bern etc. 1992, bes. S. 23 ff. bzw. 260–265. Hess hatte Klopstock als zehnjähriger kennengelernt, als dieser 1750/51 Bodmer und seinen Erzieher Pfarrer Gossweiler in Zürich besuchte, und war von den ersten Gesängen der Messiaade so begeistert, dass er selbst zu dichten anfing.

ihm neben theologisch-exegetischer Fachliteratur Sulzers *Theorie der schönen Künste* und die «Poeten» wie Milton oder Klopstock, die «das Sublime in den Evangelien noch besser scheinen gefühlt und benutzt zu haben als die Ausleger».⁹³ *De Sublimi in Evangelio Christi juxta divinam Verbi incarnati oeconomiam* war das dreibändige Werk mit 1200 Seiten betitelt, das posthum erschien,⁹⁴ und es stellt den Versuch dar, auf der Basis der vieldiskutierten Schrift über das Erhabene des Pseudo-Longinus (wohl um 25–40 n. Chr.) sowie der auch auf theologischer Seite geführten Debatte um die bereits über hundert Jahre alte sog. *Querelle du Fiat lux* zwischen Boileau und Huet um dieses berühmte Genesis-Zitat (Gen 1,3), das Longin als jüdisches Zeugnis für die Macht des Göttlichen erwähnt,⁹⁵ zu zeigen, dass sich die vielfach verborgene göttliche Majestät in der Niedrigkeit Christi, d. h. im Mensch gewordenen Wort manifestiert. «Was gibt es Erhabeneres, was Göttlicheres als diese Herrlichkeit, die gerade in seiner Niedrigkeit und seinen Schwachheiten aufleuchtet, welche das fleischgewordene Wort unseretwegen auf sich genommen hat, die den Status der Niedrigkeit keinesfalls gemildert oder verdunkelt, im Gegenteil uns offenkundig gemacht hat.»⁹⁶ Für Gerbert, für den die Offenbarung über aller Vernunft steht, theologische Erkenntnis jedoch nur *cum ratione* zu gewinnen ist, ging es um eine strukturelle Hinordnung des menschlichen Geistes auf die Transzendenz, darum, die Grösse der Güte Gottes und die Erhabenheit und Liebe Christi in seiner grössten Niedrigkeit zu suchen und zu finden, die alle Erkenntnis übersteigen.⁹⁷ Es handelt sich bei dieser von Augustin beeinflussten Schrift, die klar gegen Voltaire, Helvetius, Rousseau, Diderot und d'Alembert⁹⁸ und deren Negierung der Gottessohnschaft

93 Brief Nr. 407 vom 1. Nov. 1788, in: *Briefe und Akten* II, S. 323. Zu weiteren Empfehlungen von Hess vgl. auch die spezielle Ausgabe des lateinisch geführten Briefwechsels, der die Konzepte von Hess in der Zentralbibliothek Zürich enthält: Arthur Allgeier, «Der Briefwechsel von J. J. Hess mit Martin Gerbert», in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* N.F. 56 (1943), S. 504–549, bes. S. 508 f., Zitat S. 509.

94 Martin Gerbert, *De Sublimi in Evangelio Christi juxta divinam Verbi incarnati oeconomiam*, 3 Bde., St. Blasien 1793 (z. B. Stiftsbibliothek St. Gallen, Sign. 22362).

95 Longinus, *Vom Erhabenen* (wie Anm. 8), S. 24/25 f.; zur *querelle du Fiat lux* vgl. Till, *Das doppelte Erhabene* (wie Anm. 11), bes. S. 193 ff.

96 Nemann, *Die Christologie Martin Gerberts* (wie Anm. 27), S. 245.

97 Ebd., bes. S. 39–44, 245–259.

98 Er erwähnt diese Protagonisten der religiöskritisch radikalen Aufklärung in Frankreich namentlich in Bd. III, S. 143. In Bezug auf die Musik zitiert Gerbert d'Alembert mehrfach, so aus den *Elementa musicae theoricae et practicae* und nennt auch «l'article fondamentale de Mr. D'Alembert dans l'*Encyclopédie sur les principes de l'harmonie*». Vgl. *Korrespondenz* II (wie Anm. 30), Nr. 712, S. 102, Anm. 2. Marpurg hat die *Eléments de musique théorique et pratique* übersetzt

Christi gerichtet ist, um einen Gegenentwurf aus katholischer Sicht zur in der Aufklärung zentralen Frage des Sublimen, das in jener Grösse der Denk- und Imaginationskraft gründet, mit welcher die unsterbliche Seele des Menschen ausgestattet ist, die sich über alles Vergängliche hinaus zum Göttlichen zu erheben vermag.⁹⁹ Eine wichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang auch die Metaphorik des Lichts bzw. der Erleuchtung, die er unter Berufung auf die Heilige Schrift in den Blick nimmt.¹⁰⁰ Dass er sich dabei in vielem mit protestantischen Theologen wie Hess (der sich wiederum auf Herders Schriften berief) einig wusste, zeigt die komplexe Gemengelage der Diskursebenen der vor allem im Deutschen Reich weithin christlich geprägten Aufklärung. Aus heutiger Sicht sind es gerade diese Argumentationslinien in einer für das europäische Selbstverständnis so grundlegenden Zeit, die im Zeichen der neu aufgebrochenen Dichotomie zwischen Glaube und Vernunft interessieren könnten.¹⁰¹

Diese philosophisch-theologischen Dispute, die im Kontext der Ästhetisierung der Religionstheologie und der Sakralisierung der Kunst weitgehend auch die Auffassung einer «wahren» Kirchenmusik bestimmten, eröffnen eine umfassendere Perspektive, die nicht aus den Augen verloren werden sollte.¹⁰² Neben der Quellenforschung und der analy-

(*Systematische Einleitung in die musicalische Setzkunst nach den Lehrsätzen des Herrn Rameau*, 1757), vgl. Lütteken, Art. «Marpurg» (wie Anm. 40), Sp. 1127. Gerbert war durch Zurlauben auch mit Rousseau bekannt (vgl. ebd., Nr. 715, S. 105), von dem er den *Dictionnaire de musique* besass (vgl. *Korrespondenz I*, Nr. 326, S. 325).

99 Vgl. Bd. I (wie Anm. 94), S. IV: «Ac si in illa magnitudine animi statuat sublime, qua immortali anima praeditus homo, atque ad divina natus ultra res creatas, ac caducas animo sese effert.» Vgl. dazu auch oben, Anm. 10, zu Kant.

100 So z. B. in Bd. II, S. 72, «Lux mundi Apostoli»: «Est vero hoc, quod Joann. V. 35 ipse Christus de eo dicit: *Ille erat ardens et lucens*. Sic erant apostoli lucerna ardens et lucens a Christo, qui erat lux vera, quae illuminat omnem hominem venientem in hunc mundum, lucens accipiens, ac succensa super candelabrum, ut luceat omnibus, qui in domo sunt.»

101 Vgl. z. B. Benedikt XVI., *Glaube und Vernunft. Die Regensburger Vorlesung*. Kommentiert von Gesine Schwan, Adel Theodor Khoury, Karl Kardinal Lehmann, Freiburg i.Br. 2006, bzw. die Repliken in: Knut Wenzel (Hrsg.), *Die Religionen und die Vernunft. Die Debatte um die Regensburger Vorlesung des Papstes*, Freiburg i. Br. 2007.

102 Vgl. dazu Markus Buntfuss, *Die Erscheinungsform des Christentums. Zur ästhetischen Neugestaltung der Religionstheologie bei Herder, Wackenroder und De Wette* (= Arbeiten zur Kirchengeschichte 89), Berlin/New York 2004, Ernst Müller, *Ästhetische Religiosität und Kunstreligion. In den Philosophien der Aufklärung bis zum Ausgang des deutschen Idealismus*, Berlin 2004, oder Bernd Auerochs, *Die Entstehung der Kunstreligion* (= Palestra. Untersuchungen aus der deutschen und skandinavischen Philologie 323), Göttingen 2006.

tischen Auseinandersetzung mit der Musik ist in der Musikgeschichtsschreibung dieser erweiterte kulturgeschichtliche Ansatz aufzunehmen, um auch den katholischen Strang der Kirchenmusikpflege angemessen beurteilen zu können. Dies gilt umso mehr, als die Forschung zum komplexen Phänomen der katholischen Aufklärung, die erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem Reformkatholizismus, dem Episkopalismus, der Aufnahme neuer philosophischer Strömungen und der Absage an den Barockscholastizismus einsetzte, trotz aller begrifflicher Schwierigkeiten seit dem von Harm Kluetin edierten Kongressbericht von 1993 mittlerweile beachtliche Ergebnisse gebracht hat, auf denen sich aufbauen liesse.¹⁰³ Eine der Hauptschwierigkeiten scheint darin zu liegen, dass sich das übersichtliche Gegeneinander Katholiken contra Aufklärer verflüchtigt, je weiter man in der historischen Erkenntnis dieser Epoche vordringt, was stets neue Differenzierungen erfordert. Martin Gerbert, dessen Kontakte mit Aufklärern das Denken auf beiden Seiten beeinflusste, ist dafür eine paradigmatische Erscheinung. In seinem Reisebericht, in welchem er explizite diejenigen Gelehrten erwähnt, mit denen er vertraulichen Umgang pflegte, fordert er zum Schluss ausdrücklich zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit auf, indem er die «Unsrigen» aufmuntert, dass sie

[...] mit gleichem Fleiß und einer geschickten Auswahl sich guten und nützlichen Künsten und Wissenschaften ergeben, aus ihrem Schlummer erwachen, den Schulstaub von sich schütteln, die Kleinigkeiten der vergangenen Zeiten verlassen, und den Zänkereyen Abschied geben möchten, aus welchen niemals ein erwünschter Fortgang der Wissenschaften zu hoffen stehet. Es ist ja weder der Kirche, noch dem Staat an deren Erörterung etwas gelegen.¹⁰⁴

Die aufgeklärte Musikhistoriographie nach quellenkritischer Methode, die vor allem in den Klöstern mit all den in ihren Bibliotheken aufbewahrten Schätzen einsetzte, brachte eine neue Qualität der Wahrnehmung der eigenen Vergangenheit, der im Mittelalter wurzelnden Anfänge der abendländischen Musik und ihrer chronologischen Entwicklung hervor, eine Sichtweise, die weit in die Zukunft strahlte. Als ‹modern› auf diesem Gebiet erweisen sich in der Rückschau die tief in der katholischen Glaubens- und Geisteswelt verankerten Forscher Martini und Gerbert, die manche nach heutigen, immer noch gerne ‹fortschrittlich› mit ‹aufgeklärt-säkular› gleichsetzenden Denkschemata als reaktionär-antiquierte Nicht-Aufgeklärte einzustufen geneigt sind. Sie

103 Harm Kluetin (Hrsg.), *Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland* (= Studien zum achtzehnten Jahrhundert 15), Hamburg 1993.

104 Vgl. seinen Reisebericht (wie Anm. 28), S. 450.

sollten jedenfalls nicht länger als Musikhistoriker *avant la lettre* betrachtet werden, denn Verbindungslien zur protestantischen Musikforschung, die schliesslich in die institutionelle Musikwissenschaft als einer Hochschuldisziplin mündete, lassen sich trotz des Problems der unterschiedlichen Wissenschaftssprachen ziehen. So berichtet Christian Gottlob Schmidt am 17. Juli 1789 aus Leipzig an Martin Gerbert, dass «unser würdiger Kantor und Musikdirektor [Johann Friedrich] Doles allhier [...] wegen seines Alters mit Pension in Ruhestand versetzt und [Johann Adam] Hiller sein Nachfolger» geworden sei. «Aus dem beiliegenden Prolog Hillers bei seiner ersten Kirchenmusik [*Was ist wahre Kirchenmusik?*] werden Sie sehen, daß unter ihm die heilige Musik gewiß noch mehr gewinnen wird.»¹⁰⁵ Angeregt durch entthusiastische Zeitungsberichte von Charles Burney über die monumentalen Konzerte mit Händels *Messias* in der Londoner Westminster-Kathedrale, hatte Hiller in Berlin anlässlich eines Händel-Festes auf Betreiben von Nicolai dessen erste auf Massenwirkung ausgerichtete Aufführung mit über 300 Mitwirkenden vorbereitet, die am 19. Mai 1786 stattfand und mit ihrem gossen Erfolg zu einem Meilenstein in der Rezeption von Händels Werk werden sollte.¹⁰⁶ Nach seiner Aussage war es das «vielleicht grösste und erhabenste Werk der Musik», mit ihm verband er in den neuartigen, selbst verfassten Einführungstexten Wertkriterien wie Wahrhaftigkeit, Expressivität, Natürlichkeit und Simplizität.¹⁰⁷ Als Thomaskantor in Leipzig konnte er mit Arien aus Oratorien von Hasse und Händel, 1796 mit dem Requiem von Mozart seine Sicht der Dinge einbringen, die er in seinen Schriften und früheren Konzerten entwickelt hatte.

Nicht nur mit Hillers Kunstanschauung hätte sich Gerbert wohl weitgehend anzufreunden vermocht, noch viel tiefer hätte ihn das gemeinsame musikhistorische Interesse mit dem um eine Generation jüngeren Johann Nikolaus Forkel (1749–1818), dem Verfasser der 1788 erschienenen ersten deutschsprachigen *Allgemeinen Geschichte der Mu-*

105 Brief Nr. 441, in: *Briefe und Akten* II (wie Anm. 30), S. 345–347.

106 Vgl. Kerstin Sieblist, «Ein «hochgelehrter, in seiner Kunst einzigartig erfahrener Mann». Johann Adam Hiller als Kirchenmusiker und Thomaskantor», in: *Johann Adam Hiller: Kapellmeister und Kantor, Komponist und Kritiker* (= Beiträge zur Musikgeschichte Leipzigs), hrsg. von Claudius Böhm, Altenburg 2005, S. 73–82, bzw. Gudrun Busch, «Die deutsche Händel-Rezeption in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts», in: *Händel unter Deutschen, Musik-Konzepte* N.F. 131 (2006), S. 7–22. Weitere Aufführungen des *Messias* folgten in Leipzig am 3. November 1786 und am 11. Mai 1787.

107 Vgl. Hartmut Grimm; Hans-Günter Ottenberg, Art. «Hiller», in: *MGG2*, Personen-teil, Bd. 8, Sp. 1561–1579.

sik, verbinden können, wenn sich eine Zusammenarbeit ergeben hätte.¹⁰⁸ Forkel hatte ihn am 12. Dezember 1784 angeschrieben, um von ihm, da die bereits angekündigten *Scriptores* noch nicht erschienen waren, für seine Musikgeschichte Schriften mittelalterlicher Theoretiker in Manuskriptform zu erbitten; die Auswahl der Werke überlasse er ihm, da er selbst am besten wüsste, «welche über die Geschichte der Kunst des Mittelalters das meiste Licht verbreiten» könnten.¹⁰⁹ Von Gerbert ist keine Antwort überliefert, doch hat Forkel zumindest *De cantu* in seinem 1. Band einige Male, im 2. Band von 1801 Gerberts Werke sogar ausgesprochen häufig zitiert – er war demnach der lateinischen Sprache mächtig. Was Gerberts Briefpartner Johann Friedrich Christmann (1752–1817) über Padre Martinis *Storia della musica* und ihren Einfluss auf Forkel sagt, kann demnach genauso für Gerbert gelten:

Ich finde in der Geschichte des Herrn Martini so viele schätzbare Nachrichten, daß ich es nicht nur der Mühe wert halte, sie zu meinen gegenwärtigen Absichten zu excerpiren, sondern selbst einige Dissertationen ganz zu übersetzen und die gründliche Arbeit dieses großen Tongelehrten auch in Deutschland mehr bekannt zu machen. Forkels Geschichte ist zwar mit vielem philosophischen Scharf- sinn geschrieben; aber bei einer genauen Vergleichung dieser beeden Werke fand ich, daß Professor Forkel ohne diesen großen Vorgänger dasjenige nicht würde geleistet haben, was er wirklich geleistet hat.¹¹⁰

Einige Jahre später ging trotzdem einer der letzten Briefe Gerberts an Forkel, dem er für die Widmung seiner *Allgemeinen Literattur der Musik* (der ersten Fachbibliographie von 1792) dankt: «Aus welchem ich vor allem dieses gelernet, wie groß meine Unwissenheit in diesem Fach seie, und wie sehr Denenselben alle Philomusiquer verbunden, ich besonders, der ich wünsche, Gelegenheit zu haben, meine Verbindlichkeit und Hochschätzung erzeigen zu können.» (St. Blasien, den 8. Juli 1792)¹¹¹ Die Fortentwicklung der musikgeschichtlichen Forschungen

108 Vgl. Johann Nikolaus Forkel, *Allgemeine Geschichte der Musik*, hrsg. und mit Registern versehen von Othmar Wessely (= Die grossen Darstellungen der Musikgeschichte in Barock und Aufklärung 8), 2 Bde. 1788/1801, Graz 1967.

109 Brief Nr. 214, in: *Briefe und Akten* II (wie Anm. 30), S. 161.

110 Brief Nr. 402 vom 25. Oktober 1788, in: *Briefe und Akten* II (wie Anm. 30), S. 319. Ein Entwurf mit der Disposition zu einem allgemeinen Musikalischen Lexikon, den er Gerbert geschickt haben dürfte, ist in St. Paul erhalten geblieben, vgl. *Briefe und Akten* II, S. 295, Anm. 1 zu Brief Nr. 375. Christmann war Pfarrer in Heutingsheim und Komponist von Kirchenliedern und Kammermusikwerken; mit Justus Heinrich Knecht gab er eine Sammlung teils neu komponierter, teils verbesserter vierstimmiger Choralmelodien für das Württembergische Landesgesangbuch heraus (1799). 1782 war sein *Elementarbuch der Tonkunst* erschienen.

111 Brief Nr. 550, in: *Briefe und Akten* II (wie Anm. 30), S. 426.

hat ihn offensichtlich gefreut, bescheiden nimmt er seine eigenen Verdienste um die Pionierarbeiten zum Verständnis des Mittelalters zurück, ohne die Forkel die frühe Geschichte der Musik nicht hätte schreiben können. Ihm selbst war weitere Zeit für musikhistorisches Arbeiten nicht mehr vergönnt, er starb am 13. Mai 1793 im Alter von 72 Jahren. Forkels Quintessenz aus seinem Überblick über die abendländische Musikgeschichte im zweiten Band von 1801 ist wohl letztlich Martinis und Gerberts Einsichten zu verdanken:

Den ersten Schritt zur Cultur aller Art, und zur Entwickelung aller ihrer natürlichen Anlagen haben die Deutschen erst durch Annahme der christlichen Religion gethan. Dieser Religion hat auch die Musik alles zu danken, was sie unter ihnen nach und nach geworden ist. Ohne sie würde sie eben so wenig wie andere Wissenschaften und Künste auf den Weg gerathen seyn, auf welchem sie der weiteren Ausbildung fähig wurde, welche zwar eine ganze Reihe von Jahrhunderten erfordert hat, aber doch endlich erreicht worden ist.¹¹²

In der Beschäftigung mit der frühen Musikhistoriographie wird einmal mehr bewusst, in welch hohem Masse jede Forschung auf den Arbeiten der Vorläufer beruht und wie bedeutsam die Wahrnehmung der Rezeptionsprozesse innerhalb der Geschichtsforschung für den Standort der modernen Wissenschaft ist. Gerberts Werke haben die Zeiten überdauert, wie Zurlauben es vorhergesagt hatte: «Tant d'ouvrages immortels feront passer son nom et sa vaste erudition aux siecles les plus éloignés».¹¹³ Nehmen wir sie wieder zur Hand, die Aufforderung Friedrich Schillers ernst nehmend, die er in seiner Antrittsvorlesung am 26. Mai 1789 an der Universität Jena den angehenden Historikern ans Herz legte:

Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freyheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehret an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsrern Mitteln einen Beytrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Daseyn zu befestigen.¹¹⁴

112 Forkel, *Allgemeine Geschichte der Musik* (wie Anm. 108), Bd. 2, S. 121. Das Zitat verrät ein teleologisch ausgerichtetes Geschichtskonzept, welches das Vergangene als Vorstufe des Eigenen in einem Entwicklungskontinuum ansieht, das sich im Sinne des Fortschrittsprinzips in der Gegenwart vollendet.

113 Brief Nr. 933, in: *Korrespondenz II* (wie Anm. 30), S. 336.

114 Vgl. Friedrich Schiller, *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?*, Reprint des Erstdrucks der Jenaer Antrittsrede aus dem Jahre 1789, hrsg. von Volker Wahl, Jena 1996, S. 135.